

# „Mein Freund Fritz‘ von Carl Vogt“

ROLF HAASER



*Abb. 1: Carl Vogt, Photographie von A. Chevalier, BPU Genf. Aus: Jean-Claude Pont, Daniele Bui, Françoise Dubosson und Jan Lacki (Hgg.), Carl Vogt (1817-1895). Science, Philosophie et Politique. Actes du colloque de mai 1995. Chêne-Bourg (Suisse): Georg, 1998, S. 91.*

## Editorische Notiz

Die im folgenden abgedruckte Erzählung „Mein Freund Fritz“ erschien ursprünglich im Jahr 1889 in einer Novellensammlung Carl Vogts, die bei S. Schottländer in Breslau verlegt war und den Titel *Pfiffig und Genossen. Novellen von Carl Vogt* führte. Der 268 Seiten starke Band ist nur noch in zwei Exemplaren nachgewiesen, nämlich in der Staatsbibliothek in Berlin und in der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Die Sammlung enthält vier mehr oder weniger autobiographische Erzählungen: „Geschichte des jungen Pfiffig“, „Mein Freund Fritz“, „Der Pfarrer von Positano“ und „Der Lange Christian. Ein Beitrag zur Geschichte der Wandgeister und der spirituellen Erscheinungen überhaupt“. Um 1904 scheinen die Verlagsrechte der drei letztgenannten Novellen an Max Hesses Verlag in Leipzig übergegangen zu sein, der nun ein schmales Bändchen von nur noch 87 Seiten veranstaltete. Unter dem Titel *Der lange Christian und andere Novellen* erschien diese abgespeckte Sammlung ohne Erscheinungsjahr, - aber laut Eintrag im Bayerischen Bibliotheksverbund auf das Jahr 1909 datiert, - im zehnten Band der von Wilhelm Lennemann in Hesses Verlag herausgegebenen Reihe *Meisterwerke neuerer Novellistik*, eingebunden neben ähnlichen Bändchen mit jeweils eigener Seitenzählung, nämlich *Sephora* von Adolf Vögtlin, *Vorfrühling* von Helene Voigt-Diederichs und einer von Wilhelm Holzamer eingeleiteten Novellensammlung mit dem Titel *Anselm der Hartheimer. – Sirene* von Wilhelm Weigand. Diese durchaus exotisch anmutende Novellenanthologie ist denn auch nur von zwei Bibliotheken des Aufbewahrens für Wert erachtet worden, der Provinzialbibliothek Amberg und der Dombibliothek Freising. Der folgende Abdruck erfolgt aus einem von Rolf Haaser auf dem Antiquariatsmarkt erworbenen Exemplar. Parallel zu Lennemanns *Meisterwerken neuerer Novellistik* betrieb der Hesse-Verlag eine Mehrfachverwertung von Carl Vogts Novellen-Bändchen, das in verschiedenen Sammelausgaben des Verlages als angebundener Druck vertrieben wurde; so in den ebenfalls ohne Jahresangabe erscheinenden Anthologien *Liliencron Novellen – Dincklage. Roquette. Vogt* und *Liliencron Novellen – Brentano, Roquette, Vogt*. Darüber hinaus hat der Verlag den geschlossenen Druck in den 24. Band der *Familien-Bibliothek berühmter Erzähler* integriert. In dieser wiederum ohne Angabe eines Erscheinungsjahres auf den Markt geworfenen Sammlung figurierte Carl Vogt neben August Trinius, Mark Twain und August Vögtlin.

Von den novellistischen Erzählungen Carl Vogts waren „Der lange Christian“ (1867), „Der Pfarrer von Positano“ (1887) und die „Geschichte des jungen Pfiffig“ (1889) vorher oder gleichzeitig zur Erstausgabe der Novellensammlung in unterschiedlichen Unterhaltungszeitschriften erschienen.<sup>1</sup> Es erscheint daher als sehr wahrscheinlich, dass auch die Erzählung „Mein Freund

---

1 Carl Vogt, „Der lange Christian. Ein Beitrag zur Geschichte des Wandgeister und der spirituellen Erscheinungen überhaupt“, in: *Westermann's Monatshefte* 1867, S. 526-538; - Carl Vogt, „Der Pfarrer von Positano“, in: *Nord und Süd* 40 (1887), S. 277-292; - Carl Vogt, „Geschichte des jungen Pfiffig. Novelle“, in: *Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift*. Hg. v. Paul Lindau. Bd. 48. H. 142 (Januar 1889), S. 1-30 und H. 143 (Februar 1889), S. 137-178.

Fritz“ in einem ähnlichen Blatte abgedruckt wurde; ein Nachweis dafür ist allerdings bislang nicht gelungen. Unter den Novellen Carl Vogts hat in neuerer Zeit bislang nur die „Die Geschichte des jungen Pfiffig“ einen Wiederabdruck gefunden, und zwar im 96. Band der *Mitteilungen des Oberbessischen Geschichtsvereins Gießen* in einer von Eva-Maria Felschow und Heinz-Lothar Worm besorgten und kommentierten Fassung.<sup>2</sup>

### Einführung<sup>3</sup>

Unter den vier Novellen Carl Vogts sind die Erzählungen „Der lange Christian“ und „Mein Freund Fritz“ diejenigen, die den stärksten autobiographischen Bezug erkennen lassen. In ersterer erzählt Vogt die verwickelte Lebensgeschichte seines Freundes Christian Moter, den er von Kindesbeinen an kannte, und in letzterer setzt er seinem Gießener Kommilitonen Friedrich Walloth (1810-1877) ein Denkmal. Vermutlich war der Tod seines langjährigen Freundes und Weggefährten am 22. April 1877 in Genf der Anlass für die Erzählung. Die zeitgenössische Öffentlichkeit interessierte sich nur wenig für die Belletristik Carl Vogts, was für die hier vorzustellende Erzählung in geradezu exemplarischer Weise gilt. Mit dem lapidaren Satz: „Mein Freund Fritz‘ ist fast ein Stück Autobiographie,“ hakte der Rezensent von Carl Vogts *Pfiffig und Genossen*, Arthur Pakscher, in der von Theodor Barth herausgegebenen Wochenschrift *Die Nation*<sup>4</sup> den Text ab. Vermutlich war dem Rezensenten die Erzählung zu autobiographisch und nicht novellistisch genug. Er hatte sich in seinen Ausführungen im Wesentlichen auf eine Analyse der „Geschichte des jungen Pfiffig“ kapriziert, die ihn sichtlich mehr interessierte. Pakscher leitete seine Rezension des 1889 erschienenen Novellenbandes allerdings mit einer interessanten eigenen autobiographischen Reminiszenz ein, die hier wiedergegeben sei, weil sie ein Bild Carl Vogts aus der Zeit, als der Band erschien, vermittelt:

„Als ich im vergangenen Sommer einige Wochen in Genf verlebte, hatte ich das Glück, Karl Vogt persönlich kennen zu lernen. Seine hohe Gestalt, die noch immer von Kraft strotzt, obwohl er die Siebzig bereits überschritten hat, sein ausdrucksvolles Gesicht und vor Allem die Einfachheit und Gradheit des Mannes, der sich im Laboratorium und in der Kneipe am wohlsten fühlt, gewinnen auf den ersten Blick. Nunmehr begriff ich, wie er, der seit mehr denn 20 Jahren in welscher Umgebung lebt und selbst französisch, und sogar, wie man mir versicherte, recht gut vorträgt, so echt deutsch hat bleiben können. Allerdings ist der Genfer, wenn er auch eine andere Sprache spricht als wir, unserem Charakter

---

2 Heinz-Lothar Worm und Eva-Maria Felschow, „Die Geschichte des jungen Pfiffig‘ von Carl Vogt“, in: *Mitteilungen des Oberbessischen Geschichtsvereins* 96 (2011), S. 207-277.

3 Für freundliche Hinweise bedanke ich mich bei Priv.-Doz. Dr. iur. Dr. phil. habil. Harald Lönnecker, Leiter Archiv und Bücherei der Deutschen Burschenschaft und der Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e. V. (GfBG) in Koblenz. Ebenso sei Dr. Jan-Christoph Hauschild vom Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf für die Überlassung seiner privaten Daten zu Friedrich Walloth gedankt.

4 Arthur Pakscher [Rezension zu Carl Vogts *Pfiffig und Genossen*] in: *Die Nation. Wochenschrift für Politik, Wirtschaft und Literatur*. Bd. 7 (1889) Nr. 27, S. 341.

nahe verwandt. Es fehlt ihm nicht die französische Liebenswürdigkeit, aber er verbindet mit ihr in der Regel Gesetztheit und eine ernste Lebensanschauung. Dazu kommt der unabhängige Sinn der Bevölkerung, der die ganze Atmosphäre erfüllt und den selbst der Fremde zusammen mit der Gebirgsluft einathmet.“<sup>5</sup>

Die Wiederentdeckung von Carl Vogts autobiographisch motivierter Erzählung „Mein Freund Fritz“ verdankt sich den aktuellen Vorarbeiten Rolf Haasers zu einer umfangreichen Biographie über Carl Vogt, die zum 200. Geburtstag im Jahr 2017 erscheinen soll. Der Abdruck der Novelle darf daher auch als Einstimmung in das anstehende Jubiläumsjahr verstanden werden. Carl Vogt gehört zu den Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, bei denen der Begriff des literarischen und politischen Intellektuellen in besonderem Maße zutrifft. Die essenzielle Mehrgleisigkeit seines Lebensweges, – an der Schnittstelle zwischen wissenschaftlicher und politischer Tätigkeit – war gleichzeitig Voraussetzung und Ergebnis seiner vielseitigen, beweglichen Natur. Wechselnde politische Verhältnisse und berufliche Karrieresprünge zwangen ihn mehrfach, seine Existenz neu zu erfinden und seine Lebensentwürfe umzugestalten. Entsprechend häufig wechselten auch seine Lebensräume. Er war in Gießen ebenso zu Hause wie in Genf; daneben sind Straßburg, Bern, Neuchâtel, Paris und Nizza als markante Stationen seiner Biographie zu betrachten. Als Forschungsreisenden traf man ihn auf der Spitze von Gletschern ebenso an wie in der Hitze der Sahara; sein kritischer forschender Blick richtete sich auf das Nordkap ebenso wie auf die Meerestiefen des Mittelmeeres. Als gefragter Vortragsreisender und illustrierter Kongressteilnehmer<sup>6</sup> bereiste er nahezu alle europäischen Staaten. Mit anscheinend nie versiegendem Elan erreichte und behauptete er in unterschiedlichen Disziplinen der Naturwissenschaften ein Niveau an der Spitze des zeitgenössischen Diskurses. Auch als praktischer Politiker rangierte Vogt als Abgeordneter in mehreren Parlamenten und Funktionär in verschiedenen politischen Gremien an vorderster Stelle. Die übergreifende Erklärung der weltpolitischen Lage war ebenso sein Metier wie die Analyse von Mikrostrukturen mittels des sezierenden Blicks durch das Mikroskop. Zu seinen unterschiedlichen Gesichtern gehörte das des scharfen und oft verletzenden Polemikers ebenso wie das des liebenswürdigen und unterhaltsamen Plauderers. Er war ein äußerst fleißiger Korrespondent und umtriebiger Publizist, trat gelegentlich als Belletrist in Erscheinung und dilettierte als Zeichner und Maler. Lediglich die Welt der Musik blieb ihm nach eigenem Bekenntnis verschlossen.

---

5 Ebd.

6 In einer bislang unbekanntten Serie von Reisebriefen, die im August und September 1869 unter dem Titel „Von Congreß zu Congreß“ in der *Kölnischen Zeitung* erschienen, schildert Carl Vogt ausführlich diese Seite seiner beruflichen Existenz.



*Abb. 2: Carl Vogt als Maler, Photographie (Ausschnitt), BPU Genf. Aus: Jean-Claude Pont, Daniele Bui, Françoise Dubosson und Jan Lacki (Hgg.), Carl Vogt (1817-1895). Science, Philosophie et Politique. Actes du colloque de mai 1995. Chêne-Bourg (Suisse): Georg, 1998, S. 313.*

Carl Vogt kann aber nicht ausschließlich deswegen eine ungewöhnliche Karriere vorweisen, weil sein Lebensweg charakteristisch für die enge Verbindung von naturwissenschaftlich gelehrter und praktisch politischer Arbeit ist. Charakteristisch für ihn ist vielmehr vor allem eine lebendige Wechselwirkung der Terrains, auf denen er sich bewegt. Das überraschende und oft unterhaltsame Überblenden scheinbar unvermittelter Diskursfelder, die Vermischung von heterogenen Sachgebieten und Sichtweisen machen das narrative Grundprinzip Carl Vogts aus. Seine spezifische Rhetorik speist sich aus der Durchmischung einer breiten Palette an Interessenfeldern und unterschiedlicher Tätigkeitsbereiche. Dieses Oszillieren macht die Interpretation Vogtscher Texte mitunter zu einem

schwierigen Unterfangen. Ernstgemeinter Faktenanalyse wird häufig ein polemisch-satirischer Nebensinn unterlegt, der bisweilen nicht leicht zu erkennen ist. Hinter einem unterhaltsamen Plauderton verbirgt sich nicht selten ein eminent politischer Subtext, den es zu beleuchten gilt, wenn man mit Vogts Texten angemessen umgehen will. Dies gilt insbesondere für die autobiographisch unterfütterten Abhandlungen und Ego-Dokumente, die sich in Vogts Œuvre in reicher Fülle finden.

Mit der biographischen Erzählung über seinen Freund Friedrich Walloth entrisst Carl Vogt ein Flüchtlingsschicksal dem Vergessen, das sich mit seinem eigenen Lebensweg auf vielfache Weise kreuzte und überschneidet. Daher ist die biographische Erzählung über Friedrich Walloth gleichzeitig ein Stück Autobiographie Carl Vogts, das sich übrigens auf diese Weise und mit diesem Fokus an keiner anderen Stelle in der umfangreichen Publizistik Vogts wiederfindet. Dies betrifft sogar die Zeit des Straßburger Exils (1835), über das Vogt immerhin in zwei weiteren Erinnerungstexten ausführlich berichtet. Die Rede ist von der Autobiographie Vogts *Aus meinem Leben* aus dem Jahr 1896<sup>7</sup> und einem weiteren, weitgehend unbekanntem Erinnerungstext Vogts aus dem Jahr 1871 mit dem Titel „In das Elsaß und wieder heraus“.<sup>8</sup> Da auch dieser letztere Text zu den aktuellen Trouvaillen der Vogt-Forschung zu rechnen ist, wird ihm im Anmerkungsapparat in Form von mehreren Auszügen ausführlich Raum zugestanden, zumal er an zahlreichen Stellen Roß und Reiter nennt, was in seiner Autobiographie nicht immer der Fall ist.

Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, dass mit dem Abdruck des Textes auch ein Beitrag zur Prosopographie des Georg-Büchner-Kreises geleistet wird.<sup>9</sup> Walloths Stellung zwischen Georg Büchner und Carl Vogt wirft die Frage nach seinen politischen Aktivitäten auf. Vogt weiß nichts von den politischen Aktivitäten Walloths vor dem Frankfurter Wachensturm zu berichten. Erste Zeichen eines politischen Engagements im Sinne der liberalen Oppositionsbewegung lassen sich bereits für die Zeit seines Studiums in Heidelberg nachweisen. Im März 1832 war Friedrich Walloth einer der ersten Studenten Deutschlands, die sich öffentlich zur Mitgliedschaft in dem politisch eminent bedeutsamen „Deutschen Preß- und Vaterlandsverein“ bekannten.<sup>10</sup> Die in der von Johann Georg August Wirth und Georg Fein redigierten oppositionellen Zeitschrift *Deutsche*

---

7 Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Stuttgart: Nägele, 1896.

8 Carl Vogt, „In das Elsaß und wieder heraus. Eine Erzählung aus meinem Leben“, in: *Buch der Welt. Illustriertes Volksblatt*. 30. Jg. (1871) [1. Juli 1870 - 30. Juni 1871], Nr. 27., S. 417-421 und Nr. 28., S. 433-438.

9 Georg Büchner erwähnt Walloth in einem Brief an seine Eltern, in dem er ihn unter den neu angekommenen Flüchtlingen in Straßburg aufzählt. Zu der ansonsten eher spärlich dokumentierten Rolle Friedrich Walloths im Umfeld Georg Büchners vgl. Jan-Christoph Hauschild, *Georg Büchner. Biographie*, Stuttgart, Weimar: Metzler, 1993. S. 99, 105, 241, 483 f., 612 f.

10 Zur Bedeutung des Vereins vgl.: Cornelia Förster, *Der Press- und Vaterlandsverein von 1832/33. Sozialstruktur und Organisationsformen der bürgerlichen Bewegung in der Zeit des Hambacher Festes*, Trier, Trierer historische Forschungen, 1982.

*Tribüne* abgedruckte Heidelberger Subskriptionsliste führt Walloth zusammen mit einer Reihe weiterer Studenten auf, die aus Darmstadt stammten und in Gießen, z.T. auch in Gießen und Heidelberg, studierten.<sup>11</sup> Diese Personen dürfen demnach vielleicht nicht zu unrecht dem Kreis der politischen Gesinnungsgenossen Walloths während seiner Studienzeit zuzurechnen sein. Im einzelnen handelt es sich um Friedrich Beck, Maximilian von Biegeleben, Ludwig Dauth, Hermann Dingeldey, Wilhelm Eigenbrodt, Ernst Sell und Karl Weidenbusch. Sucht man nach weiteren Gemeinsamkeiten dieser Personen, so kann man feststellen, dass gegen fast alle diese Personen, einschließlich Walloths, wegen unerlaubter burschenschaftlicher Aktivitäten Untersuchungen angestrengt wurden.<sup>12</sup> Weidenbusch wurde zudem verurteilt, weil er in Gießen einen flüchtigen Teilnehmer am Frankfurter Wachensturm beherbergt hatte.<sup>13</sup>

Einige weitere in der Erzählung Carl Vogts nicht erwähnte Einzelheiten lassen sich einem (dem einzigen) lexikalischen Artikel entnehmen, der zur Biographie Walloths existiert: „Seine fortdauernde, lebhaftete Anteilnahme am politischen Leben wird u.a. dadurch bekundet, daß er im Jahre 1843 ernstlich mit dem Gedanken umging, an den sozialpolitischen Unternehmungen des französischen Sozialisten Fourier sich zu beteiligen.“<sup>14</sup> Der französische Theoretiker des Frühsozialismus Charles Fourier war zwar bereits 1837 in Paris gestorben, doch seine Wirkung im Elsass scheint ungebrochen gewesen zu sein. Seit 1832 war in Straßburg, Colmar und Sainte-Marie-aux-Mines eine Gruppe von Fourieristen tätig, „die sich sowohl aus dem Lager der sozialen Republikaner als auch aus [...] Saint-Simonisten rekrutierten.“<sup>15</sup> Die zeitweilige Begeisterung für den Fourierismus teilte Walloth mit seinem langjährigen Freund, Kommilitonen und Weggefährten Hermann Dittmar, der wie Walloth eine Zeitlang in Riquewihir (Reichenweier) lebte, wo er als Arzt praktizierte, bevor er in gleicher Funktion nach Ste-Marie-aux-Mines wechselte.<sup>16</sup> Nach Herman Haupt war es niemand ge-

---

11 Deutscher Vaterlandsverein zur Unterstützung der freien Presse. [...] Weitere Subskriptionen aus Heidelberg“, in: *Beilage zur deutschen Tribüne Nr. 61* [7.3.1832], Sp. 2-4.

12 Erich Zimmermann, *Für Freiheit und Recht! Der Kampf der Darmstädter Demokraten im Vormärz (1815 – 1848)*, Darmstadt: Historische Kommission, 1987, S. 89-149; zu Walloth: S. 132, 139, 174, 186 f.

13 Reinhard Görisch, Thomas Michael Mayer (Hgg.), *Untersuchungsberichte zur republikanischen Bewegung in Hessen 1831-1834*, Frankfurt a. M.; Insel, 1982, S. 261.

14 Herman Haupt, „Walloth, Johann Friedrich“, in: Ders. (Hg.), *Hessische Biographien*. Bd. 1. Darmstadt: Staatsverlag, 1918, S. 311-313; hier S. 312.

15 Hauschild: *Georg Büchner*, a.a.O., S. 162.

16 Georg Hermann Dittmar (1812-1872), Sohn des Darmstädter Oberfinanzrates Heinrich Karl Dittmar und jüngerer Bruder der Schriftstellerin, Frauenrechtlerin und Frühsozialistin Louise Dittmar (1807-1884), hatte bis zum Herbst 1830 das Gymnasium in Darmstadt besucht und sich am 28.10.1830 in Gießen als Medizinstudent immatrikuliert. Im Jahr 1833 wurde er im Zusammenhang mit den Ermittlungen wegen der Teilnahme am Frankfurter Wachensturm in Untersuchungshaft genommen. Laut Thomas Michael Mayer war Dittmar nach seiner Flucht in das Elsass Leiter eines dem radikalen Schweizer Geheimbund „Junges Deutschland“ assoziierten Klubs in Straßburg. – Thomas Michael Mayer, „Über den Alltag und die Parteiungen des Exils. Anlässlich von Büchners Briefen an Braubach

ringerer als Wilhelm Schulz-Bodmer (1797-1860), der Walloth 1843 in Briefen davon abriet, seine Stellung als Notariatsgehilfe aufzugeben, und sich einer der Fourierschen Phalanges anzuschließen, die die Grundpfeiler einer neuen kommunistischen Gesellschaftsordnung darstellen sollten. Der Darmstädter liberale Oppositionelle Wilhelm Schulz, dem eine spektakuläre Flucht aus dem Staatsgefängnis Babenhausen gelungen war, zählte wie Büchner, Walloth, Dittmar und Vogt 1835 zu den deutschen Flüchtlingen in Straßburg. Seitdem stand er in regem Briefwechsel mit Walloth.<sup>17</sup> Wichtig wurde Walloth für Schulz insbesondere, als dieser mit den Vorarbeiten zu seiner Schrift über den Hochverratsprozess gegen Ludwig Weidig beschäftigt war. Nach Haupt habe Walloth Schulz dadurch „ausgiebig unterstützt“, dass er Auskünfte bei Darmstädter Gesinnungsgenossen über Einzelheiten des Prozesses einholte und diese Schulz für

---

und Geilfus“, in: Erika Gillmann (Hg.), Georg Büchner an „Hund“ und „Kater“. Unbekannte Briefe des Exils, Marburg: Jonas, 1992, S. 73. – Zu der Darmstädter Familie Dittmar vgl. Christine Nagel, „In der Seele das Ringen nach Freiheit“. Louise Dittmar. Emanzipation und Sittlichkeit im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Königstein/Taunus: Helmer, 2005, S. 52-59. – Die persönliche Bekanntschaft Hermann Dittmars mit Friedrich Walloth findet in Nagels Arbeit über Dittmars Schwester Louise allerdings keine Erwähnung. – Bemerkenswerter Weise hielt sich auch der zu dem Büchner-Weidig-Kreis gehörende ehemalige Gießener Kommilitone August Becker (1812-1871) nach seiner Ausweisung aus der Schweiz 1846 eine Zeitlang bei Dittmar in Ste-Marie-aux-Mines auf, so dass auch ein Zusammentreffen August Beckers mit Walloth in dieser Zeit sehr wahrscheinlich gewesen sein dürfte. – Vgl. zu August Becker und Hermann Dittmar: Gian Mario Bravo, „August Becker am Vorabend der Revolution (August 1846 bis Ende 1847)“, in: *International Review of Social History*. Bd. 26, Assen 1981, S. 302-324; hier S. 313. – Auch Carl Vogt war mit der Familie Dittmar bekannt; ein von Vogt als Freund bezeichneter Cousin Hermann Dittmars, der aus Bickenbach stammende Forststudent Ludwig Dittmar, reservierte ihm unter seinem eigenen Namen einen Platz in der Kutsche, in der Vogt inkognito nach Straßburg reiste. – Vgl. Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 434. – Dass Vogts Verhältnis zu Hermann Dittmar im Sommer 1835 möglicherweise nicht ungetrübt war, legt eine Notiz vom 29. Juli 1835 nahe, die der Vormärz-Publizist und politische Aktivist Georg Fein (1803-1869) handschriftlich hinterlassen hat: „Als ich Mittags mit Lorenz, Vogt und Euler im Rebstock bei Herrn Schrot am Tisch saß, kam plötzlich Wilhelm Schulz mit seiner Frau, welche den Ältern Dittmars, die ihren Sohn einmal wieder zu sehen nach Straßburg gereist waren, einen Besuch abstatten wollten. An einem der folgenden Tage machte auch ich ihnen in Schulzens Gesellschaft um so eher meine Aufwartung und genoß Nachmittags Kaffee bei ihnen, als ich schon im Sommer 1832 einmal Abends in Darmstadt zum Besuch bei ihnen gewesen war. Schon einige Tage vorher hatte ich die Mutter und ihre Tochter in Gesellschaft Dittmars auf dem Münster getroffen, mich aber nicht im Geringsten um sie bekümmert, da auch Dittmar den Vogt und Euler, mit denen ich droben war, keines einzigen Blicks gewürdigt hatte. Das ganze vornehme Wesen dieser Leute misfiel mir im höchsten Grade [...]“. – Abschrift eines Manuskriptes aus dem Nachlass von Georg Fein im Staatsarchiv Wolfenbüttel. Büchnerportal LZ 3700 – Georg Fein: Aufzeichnungen; Straßburg und Unterelsaß 29. Juli 1835. – <http://buechnerportal.de/> - Zugriff: 27.8.2015. – Die genannten Begleiter Lorenz und Euler konnten bislang nicht identifiziert werden.

17 Die Briefe, die Herman Haupt zumindest teilweise vorgelegen haben, sind heute verschollen.



seine Publikation zur Verfügung stellte.<sup>18</sup> Im Exil hielt Walloth enge Verbindung mit verschiedenen ehemaligen Mitgliedern der radikalen Studentenverbindung „Palatia“, der er und Carl Vogt in Gießen angehört hatten. Herman Haupt nennt neben Hermann Dittmar noch Ludwig Rosenstiel,<sup>19</sup> Jakob Hepp<sup>20</sup> und August

---

18 [Wilhelm Schulz-Bodmer,] *Der Tod des Dr. Friedrich Ludwig Weidig. Ein actenmäßiger und urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprozesses und der politischen Zustände Deutschlands.* Zürich und Winterthur: literarisches Comptoir, 1843. Mit einiger Mühe lassen sich Anteile der Schrift, die möglicherweise auf Walloths Beteiligung hinweisen, ausmachen; so S. 69, wo Schulz in den Modus der indirekten Rede wechselt. Vgl. auch die Fußnote auf S. 78.

19 Ludwig Rosenstiel (1806-1863) wurde am 30.4.1806 in Darmstadt als Sohn des dortigen Regierungsbeamten Georg Ludwig Reinhard Rosenstiel geboren. Der Rath Rosenstiel war 1806 als Geheimer Kanzellist im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, wo er als Registrator und Dechiffreur tätig war. Im Jahr 1835, als sein Sohn sich als Flüchtling in Straßburg aufhielt, war er in der Stempelverwaltung für die Provinzen Starkenburg und Oberhessen als Hauptstempelverwalter und Rechner tätig. Sein Sohn Ludwig (Louis) schrieb sich am 27.11.1825 im Fach Jura in die Matrikel der Gießener Universität ein, wo er eine bewegte Karriere als Verbindungsstudent entfaltete. Er begann als Landsmannschafter (Hesse' bzw. ‚Starkenburger‘ 1826-1832), wurde dann Heidelberger und Gießener Burschschafter und schließlich Mitglied der ‚Palatia‘ in Gießen. Die Spuren seines Verbindungslebens zeichneten sich auf seinem Körper ab, wie die Vermerke unter der Rubrik „Besondere Kennzeichen“ in seinem Steckbrief aus dem Jahr 1835 unterstreichen: „Eine Narbe von einer Hiebwunde von dem linken Augenlide über die Nase, eine dergleichen über die Nase und die Unterlippe, deßgleichen über das rechte Augenlid, vier Narben an der rechten Hand.“ – *Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1836*, Frankfurt a. M.: Bundes-Präsidial-Druckerei, o.J., S. 154<sup>b</sup> und 154<sup>i</sup>. – Ludwig Rosenstiel wurde im Herbst 1833 wegen Teilnahme an den Gießener Planungen und Vorbereitungen zum Frankfurter Wachensturm inhaftiert und in Friedberg eingekerkert. Als er Anfang März 1834 zusammen mit einer Reihe von Mithäftlingen wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, kamen ihnen Butzbacher Bürger und Gießener Studenten entgegengefahren und geritten. Im Zuge dieses demonstrativen Aktes brachte man die Freigelassenen zu Ludwig Weidig nach Butzbach, wo ihnen ein Fest ausgerichtet wurde. In Gießen wurden die Haftentlassenen von der dortigen Lesegesellschaft mit zwei festlichen Abendessen traktiert.

Obwohl Rosenstiel im Verhältnis zu Georg Büchner auf kritische Distanz bedacht war und insbesondere die Verbreitung des *Hessischen Landboten* als sinnloses Unterfangen betrachtete, beteiligte er sich an den Plänen zur Befreiung des wegen Verteilung des *Landboten* verhafteten Kommilitonen Ludwig Minnigerode aus dessen Kerkerhaft. Im Oktober 1834 war er aktiv an dem Vorhaben beteiligt, eine Presse für die Herstellung von Flugblättern anzuschaffen. Dass die Darmstädter Untersuchungsbehörden weiterhin ein Auge auf ihn geworfen hatten, zeigte sich Ende Oktober oder Anfang November 1834, als Rosenstiel in Darmstadt von dem Stadtgerichtsassessor Trygophorus einer Befragung unterzogen wurde. Es dauerte dennoch noch zehn Monate, bis am 26. Sept. 1835 die Großherzogliche Hessische Untersuchungskommission in Darmstadt steckbrieflich nach ihm wegen Hochverrats fahndete. Zwischen Mai und August 1835 hatte er sich allerdings bereits nach Straßburg abgesetzt. Wie lange er sich dort im Einzelnen aufhielt, ist wohl nicht mehr festzustellen. Wie seine Freunde Hermann Dittmar und Friedrich Walloth wandte auch er sich dem Fourierismus zu, dem er in Straßburg eine Basis schaffen wollte. In dieser Situation traf ihn August Becker in den 1840er Jahren an, als dieser aus der Schweiz ausgewiesen worden war und im Elsass Fuß zu fassen suchte. Am 22. März 1848 appellierte Becker in der von ihm in Gießen herausgegebenen Zeitung *Der jüngste Tag* an Rosenstiel als „tapferen Flüchtling“,

Breidenstein<sup>21</sup> als die ins Elsass bzw. in die Schweiz verschlagenen Bundesbrüder, denen Walloth besonders zugehörig war. Dieser Personenkreis gehörte zu

---

er solle ins Vaterland zurückkehren, da Deutschland jetzt den „Dienst“ all derer brauche, die vorher hatten fliehen müssen. Laut Hauschild fand Rosenstiel nach seiner Flucht nach Straßburg in Mühlhausen im Elsass Arbeit und kehrte später nach Darmstadt zurück. Das Darmstädter Adressbuch des Jahres 1850 verzeichnet ihn jedoch noch nicht als Einwohner der Stadt. Ein Eintrag, nach dem Rosenstiel als Rentier in der Luisenstraße wohnhaft war, findet sich erstmals in dem Adressbuch von 1854, von da an aber regelmäßig bis zu seinem Tod, der ihn am 20.12.1863 in seinem Geburtsort Darmstadt ereilte. - Thomas Michael Mayer, „Unbekannte Briefe aus der Gesellschaft der Menschenrechte (Herbst 1834)“, in: *Georg Büchner Jahrbuch* 1 (1981), S. 275-286; hier S. 282-285. - Gian Mario Bravo, „August Becker am Vorabend der Revolution (August 1846 bis Ende 1847)“, in: *International Review of Social History*. Bd. 26, Assen 1981, S. 302-324. - Hauschild, *Georg Büchner*, a.a.O., S. 208, 210, 241, 246, 266, 279, 379, 393, 397, 398 f., 402, 469, 483f., 612 f. - Uta Germann, *Die Entschädigungsverhandlungen Hessen-Darmstadts in den Jahren 1798-1815: Diplomatie im Zeichen des revolutionären Umbruchs*. Marburg: Historische Komm. für Hessen, 1998, S. 201. - *Landgräfllich hessischer Staats- und Adress-Kalender auf das Jahr 1806*, Darmstadt: Wittich, [1805], S. 41. - *Hof- und Staats-Handbuch des Grossherzogtums Hessen für das Jahr 1835*, Darmstadt [1834] S. 362.

- 20) Jacob Daniel Friedrich Hepp (1812-1884) wurde am 14. 9. 1812 in Lampertheim geboren. Er war der Sohn des Pfarrers Christian Abraham Hepp (1771-1853), der von 1819 bis 1833 die Lampertheimer Pfarrstelle innehatte und danach Pfarrer in Worms war. Jakob Hepp besuchte wie sein Freund Hermann Dittmar bis 1830 das Gymnasium in Darmstadt, das er allerdings kurz vor dem Maturitätsexamen „ohne Urlaub und Abschied“ verließ. – Julius Friedrich Carl Dilthey, *Programm des Grossherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt*, Darmstadt: Göbel, 1830, S. 36. – Vermutlich gründet darauf die Tatsache, dass Jakob Hepp sich mit einer einsemestrigen Verspätung erst am 31.5.1831 als Student der Rechtswissenschaften in Gießen immatrikulierte. Einer Bemerkung Carl Vogts ist die Kenntnis zu verdanken, dass er der Senior der „Palatia“ in Gießen war: „Ich strich den Tag über in Straßburg herum, bestieg das Münster, ging in einige Brasserien, in der Hoffnung, einem meiner Freunde zu begegnen – umsonst. Schweren Herzens zottelte ich in der Dämmerung nach Hause, als in der Nähe des Münsters um eine Ecke herum eine Gestalt mir entgegensprang, die mich im Anrennen fast umwarf. Es war unser Senior, Jakob Hepp!“ – Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 434 – Als die Großherzogl. Hessische Untersuchungskommission ihn am 16. September 1835 per Steckbrief suchen ließ („Kennzeichen: Er trägt beim Gehen den Oberkörper etwas vorhängend, seine Sprache ist gedämpft und langsam.“), hatte er sich wie mehrere seiner Kommilitonen bereits nach Straßburg abgesetzt. – *Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1836*. Sitzung 1 bis 19. Frankfurt a. M. [1836]. Nachtrag zu dem von der Centralbehörde des Bundes am 1. Juli 1835 überreichten und in der 17. Bundestagssitzung vom 21. desselben Monats vorgelegten tabellarischen Verzeichniß der deutschen politischen Flüchtlinge, 154<sup>d</sup> und 154<sup>e</sup>.

Er war Fabrikant in Sarre-Union und lebte zuletzt in Paris, wo er am 24. 3. 1884 starb. Er war mit der aus Murten stammenden Mathilde von Langenhagen (1825-1910) verheiratet, mit der einen Sohn und zwei Töchter hatte. Sein Sohn Alexandre (1857-1924) war Journalist und Schriftsteller in Paris. – Ahnenforschungsportal: <http://ahnen-gentner.de/person00892.htm> - Zugriff 28.8.2015.

- 21) Es ist unklar, welchen der beiden Brüder Breidenstein der Burschenschaftshistoriker Herman Haupt hier meint. Das 1976 veröffentlichte Matrikelverzeichnis der Universität Gießen nennt lediglich August Breidenstein (1810-1835) als Gießener Student. Er war der Sohn des Oberhofpredigers Georg Breidenstein in Bad Homburg vor der Höhe und immatrikulierte sich am 5.5.1828 in Gießen als Student der Medizin, wo er Mitglied des Corps

den Aktivisten und Mitwissern des Frankfurter Wachensturms im April 1833, und man darf annehmen, dass auch Friedrich Walloth zumindest bis zu einem gewissen Grade Kenntnis dieses prekären Unterfangens hatte.

Carl Vogt schildert seinen „Freund Fritz“ in einem unterhaltenden, paternalistischen bzw. patronisierenden Ton, wie er dies bei nahezu allen seinen Personenbeschreibungen zu tun pflegte. Der umfangreiche Anmerkungsapparat, mit dem die vorliegende Edition ausgestattet wurde, verfolgt nicht zuletzt die Absicht, sofern dies möglich war, die damit zusammenhängende latente Marginalisierung des Titelhelden zu konterkarieren. Johann Friedrich Walloth war, nach allem was über ihn in Erfahrung zu bringen war, ein überlegter Mann mit fest

---

„Starkenburgia“ wurde. Nachdem er sein Studium in Göttingen beendet hatte, beteiligte er sich 1831 als Militärarzt am Polnischen Aufstand in Warschau. 1832 legte er sein medizinisches Staatsexamen ab und war danach praktischer Arzt in Bad Homburg. Er war einer der führenden Köpfe des Gießener Kreises um den Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig und wurde wegen aktiver Beteiligung am Frankfurter Wachensturm verhaftet und angeklagt. Nachdem ihm die Flucht über Straßburg, Paris und Genf nach Bern gelungen war, fiel er auch hier wegen verschiedener politischer Aktivitäten auf und wurde am 15.4.1834 aus der Schweiz ausgewiesen. Er emigrierte nach New Orleans, wo er bereits am 24.4.1835 starb. Wahrscheinlicher ist aber, dass Herman Haupt dessen Bruder Friedrich meint, obwohl dieser nicht als Student in Gießen nachgewiesen ist. In den zeitgenössischen Untersuchungsakten wird er meist als Rechtskandidat aus Homburg identifiziert. Einzig das sogenannte „Schwarze Buch“ verzeichnet ihn als „stud. jur.“ in Gießen, welcher Quelle Haupt offensichtlich gefolgt ist. Als „Rechtskandidat und Mitglied der Burschenschaft in Gießen“ führt ihn auch Antje Gerlach in ihrem grundlegenden Buch über die deutsche Exilliteratur in der Schweiz. Wie sein Bruder August gehörte Friedrich Breidenstein zum engeren Aktivistenkreis bei dem Frankfurter Wachensturm. Verschiedenen Verhöraussagen zufolge spielte er während mehrerer Vorbereitungstreffen in Gießen eine maßgebliche Rolle. U.a. war er Rädelsführer des Angriffes auf die kurhessische Zollstätte in Preungesheim vom 3.4.1833. Nachdem er sich mehrere Wochen in Gießen verborgen gehalten hatte, schlug er sich nach Rödelheim durch, wo ihm der ehemalige Gießener Burschenschafter und mittlerweile als Arzt praktizierende Karl Schmall zur Flucht über den Rhein und nach Straßburg verhalf. Seit Juli 1833 wurde er steckbrieflich verfolgt. Er hatte schon bald das Elsass verlassen und die Schweiz als neues Exilland gewählt. Zu Beginn des Jahres 1834 nahm er wie übrigens auch sein Bruder an dem kläglich gescheiterten Savoyerzug teil, einem von Guiseppe Mazzini von Genf aus gesteuerten Versuch, in Piemont-Sardinien eine Revolution herbeizuführen. Im April 1834 war er Mitbegründer des politischen Geheimbundes „Junges Deutschland“, dessen erste Proklamationen er mitunterzeichnete. Vermutlich war er in den sogenannten „Studentenmord von Zürich“, der Ermordung des als Spitzel der preußischen Regierung enttarnten Studenten Ludwig Lessing am 4.11.1835, verwickelt. Aufgrund seiner politischen Umtriebe wurde er aus der Schweiz ausgewiesen und wendete sich wieder nach Frankreich. Laut Gerlach machte er in Straßburg sein medizinisches Staatsexamen, was allerdings wenig glaubhaft erscheint, da er, nach allem was man weiß, Jura studiert hatte. Nachdem er im Februar 1840 vom Landgrafen von Hessen-Homburg begnadigt worden war (nach Gerlach im Januar 1839), kehrte er nach Bad Homburg zurück. - Heinz F. Friederichs, „Das ‚Schwarze Buch‘ der Bundes-Zentralbehörde über revolutionäre Umtriebe 1838-42“, in: *Hessische Familienkunde*, Bd. 1., H. 2/3 (Dezember 1948), Sp. 29-54. - Antje Gerlach, *Deutsche Literatur im Schweizer Exil. Die politische Propaganda der Vereine deutscher Flüchtlinge und Handwerksgelesen in der Schweiz von 1833 bis 1845*, (Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts 26), Frankfurt a.M.: Klostermann, 1975, S. 40.

gefügten Grundsätzen, mutig und konsequent in deren praktischer Umsetzung, mit einem hohen Maß an Durchsetzungsvermögens und Ausdauer ausgestattet, akribisch bis penibel in der Ausübung der von ihm übernommenen Pflichten, gleichzeitig gesellig und unterhaltend in Situationen, in denen diese Haltung angemessen war. Dabei verhielt er sich jederzeit kritisch gegen sich selbst und seine Freunde und hatte stets ein wachsames und aufmerksames Auge auf mögliche Risiken und Gefahren, die ihm und seiner Umgebung drohten. Wenn die Situation es erforderte, war er bereit, Verantwortung zu übernehmen, ohne dass er die für ihn charakteristische Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit dabei preisgab.

Text: **Carl Vogt „Mein Freund Fritz“**<sup>22</sup>

Mein Freund Fritz war in jener kleinen, aber deshalb nicht kurzweiligen Residenzstadt südlich vom Maine geboren, die einem Großherzogthume von Napoleons Gnaden<sup>23</sup> den Namen gegeben hat, und von welcher ein Vers sagt:

Die ganze Rheinstraß', so breit sie ist,  
Es wimmelt darauf - *ein* Akzessist!<sup>24</sup>

---

22 Die Identifizierung des von Carl Vogt stets nur mit dem Vornamen bezeichneten Titelhelden erforderte ein gewisses Maß an detektivischem Spürsinn. Ausgehend von der Vermutung, dass es sich um keine bloß fiktive Novellenfigur handeln könne, durchforschte Rolf Haaser zunächst die Matrikel der Universität Gießen nach Studenten, die in der fraglichen Zeit auf den Vornamen Friedrich hörten, aus Darmstadt stammten und sich im Fach Jura eingeschrieben hatten. Dieses Verfahren schränkte die in Frage kommenden Personen auf einen sehr überschaubaren Kreis ein. Bei der Analyse der Biographien der einzelnen Kandidaten stellte sich sehr schnell heraus, dass es sich trotz einiger faktischer Widersprüche nur um Friedrich Walloth handeln konnte, über den der Gießener Universitätsbibliothekar und Burschenschaftshistoriker Herman Haupt einen knappen biographischen Artikel, offensichtlich ohne Kenntnis der Novelle Carl Vogts, verfasst und in die von ihm herausgegebenen *Hessischen Biographien*, eingerückt hatte. Die Ähnlichkeiten der beiden Narrative waren so frappierend, dass an der Identität von Carl Vogts „Freund Fritz“ mit dem Gießener Burschenschafter Johann Friedrich Walloth kein Zweifel bestehen konnte. Da Carl Vogt in seiner Autobiographie *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke* Walloth ohne Nennung seines Vornamens als Verbindungsbruder während seiner Studentenzeit in Gießen erwähnt, dürften auch noch die letzten Zweifel an der Identität Friedrich Walloths ausgeräumt sein. Die in der von Eva-Maria Felschow und Heiner Schnelling herausgegebenen kommentierten Ausgabe der Autobiographie Vogts geäußerte Vermutung, dass es sich an der betreffenden Stelle um Johann Friedrich Walloth handele, wird somit bestätigt. - Eva-Maria Felschow und Heiner Schnelling (Hgg.) *Carl Vogt: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*, Gießen: Ferber, 1997, S. 124, Anm. 19.

23 Im Zuge der territorialen Neuordnung Europas durch Napoleon Bonaparte entstand mittels der Rheinbundakte von 1806 aus der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt das Großherzogtum Darmstadt.

24 Die Provenienz des Zweizeilers konnte nicht ermittelt werden. Allerdings hat Carl Vogt selbst den Spottvers schon 1851 in einem satirischen Zusammenhang verwendet. Carl Vogt, *Untersuchungen über Thierstaaten*, Frankfurt am Main: Literarische Anstalt, 1851, S. 19: „Das ganze Sockel wimmelte von Ameisen – das vollkommene Gegentheil von der Rheinstraße der großherzoglich hessischen Haupt- und Residenzstadt Darmstadt, von der es im Liede heißt: Die ganze Rheinstraß', so breit sie ist, / Es wimmelt darauf – *ein* Accessist!“ An Varianten kursierten und kursieren noch heute: „Die Rheinstrasse, so gross sie ist – es

Seine Wiege stand neben dem Backofen seines Vaters, wie diejenige des Herrn von Beckerath<sup>25</sup> neben dem Webstuhle seines Erzeugers, und wurde glücklicherweise von den Franzosen nicht umgeworfen, die bei Gelegenheit des Rückzuges von der verlorenen Schlacht bei Leipzig noch Muße genug fanden, den berühmten Feldmarschall von Wrede<sup>26</sup> nebst seinen Bayern bei Hanau in die Kinzig zu werfen. Ich erwähne diese historische Tatsache nur deshalb, weil Fritz später stets lebhaft bedauerte, einige Jahre zu spät geboren zu sein; zu spät, um das strategische Meisterstück des in der Feldherrenhalle<sup>27</sup> zu München aufbewahrten Heerführers persönlich verfolgen zu können.

---

wimmelt drauf *ein Accessist*“, „So groß und breit die Rheinstraße ist, es wimmelt darauf ein Akzessist“ und „Die Rheinstraße Darmstadts Hauptstraß ist, / Es wimmelt darauf ein Akzessist“. Auch Alexander Büchner überliefert in seinen Erinnerungen *Das „tolle“ Jahr* eine Version des Spruchverses: „So lang und breit die Rheinstraß' ist, / Es wimmelt drin – Ein Accessist.“ Die früheste Spur des Topos von der verödeten Rheinstraße in Darmstadt findet sich in einem Korrespondentenbericht mit dem Titel „Das Inaugurationsfest zu Darmstadt“ in der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* vom 25. 9. 1844. Der mit dem Kürzel „C. G.“ unterzeichnende Verfasser berichtet emphatisch von dem repräsentativen Volksfest: „Der herrliche Luisenplatz, von Palästen und breiten Strassen, von Estraden, Gerüsten und Tribünen umgeben, und alles bis auf Fenster, Giebel, Dächer, Schornsteine und Laternenpfähle mit Köpfen gleichsam übersät. Wer hätte, plötzlich hierher versetzt, das sonst so menschenleere Darmstadt wieder erkannt, dessen Strassen oft nur Oeden glichen.“ In einer Anmerkung dazu erläutert der Verfasser weiter: „Eine geistreiche Dame vertheidigte einst die Stille ihrer Vaterstadt mit den Worten: Sehen Sie nicht, wie dort (in der breiten Rheinstrasse) ein Accessist wimmelt!“ (Sp. 461-467; hier Sp. 462.)

- 25 Der preußische Bankier und deutsche Reichsfinanzminister während der Revolution von 1848/1849 Hermann von Beckerath (1801-1870) wurde als Sohn des Bandwebers Peter Beckerath in Krefeld geboren.
- 26 Der bayrische Generalfeldmarschall Carl Philipp von Wrede (1767-1838) wurde Ende Oktober 1813 bei Hanau von Napoleon geschlagen, als dieser sich bereits nach der militärischen Niederlage in Leipzig auf der Flucht vor den Alliierten, allen voran den Russen, Preußen und Österreichern, auf der Flucht nach Paris befand. Als die Truppen, die von Wrede befehligte, sich über die hölzerne Kinzigbrücke nach Hanau retten wollten, stürzte diese ein. Zahlreiche Soldaten ertranken dabei in der Kinzig. Der Generalfeldmarschall wurde von einer Gewehrkugel verwundet und in ein Lazarett gebracht.
- 27 König Ludwig I. von Bayern ließ 1844 ein von Ludwig von Schwanthaler geschaffenes Bronzestandbild des zum Fürsten erhobenen Feldmarschalls in der Münchener Feldherrnhalle errichten. Carl Vogt hielt sich im September 1869 auf der Durchreise in München auf und dürfte die Feldherrnhalle bei dieser Gelegenheit besichtigt haben.

Der Vater<sup>28</sup> unseres Fritz lieferte unzweifelhaft die besten Wiener Brötchen<sup>29</sup> der ganzen Residenz, und vom ersten Morgengrauen an regnete es förmlich

---

28 Die Schilderung des Vaters ist zu den diversen Mystifikationen zu rechnen, die sich immer wieder in den autobiographisch unterfütterten Texten Carl Vogts finden. Wie relativ unvermittelt bei dem Erzähler Vogt historisch belegbare Fakten und mehr oder weniger willkürlich herangezogene Fiktion ineinander übergehen können, beweist die narrative Inszenierung des Wallothschen Elternhauses in Darmstadt. Zwar verzeichnet das Darmstädter Adressbuch 1821 einen Darmstädter Bürger Johann Adam Walloth als „Conditor und Handelsmann“, dabei handelt es sich aber keineswegs um Friedrich Walloths Vater Konrad (1780-1832), der laut Matrikeleintrag Friedrich Walloths nicht Bäcker, sondern „District-einnehmer“ in Darmstadt war. - Vgl. Franz Kössler, *Register zu den Matrikeln und Inscriptionsbüchern der Universität Gießen WS 1807/08 – WS 1850*. Gießen: Universitätsbibliothek, S. 204. – Der Nachweis zu Friedrich Walloths Vater im genannten Adressbuch lautet: „Walloth, Conrad, Bürger und Kürschner, (Steuer-Einnehmer). D. 14.“ – *Adressbuch der Haupt- und Residenzstadt Darmstadt*, Darmstadt: Leske, 1821, S. 100. – Die Adressbezeichnung D.14. verweist auf ein Haus in der Darmstädter Marktstrasse, einer Stichstraße zum Marktplatz in unmittelbarer Nähe des Stadtschlusses. Bei der Immatrikulation in Heidelberg gab Friedrich Walloth Steuereinnehmer als Beruf des Vaters an. Im Darmstädter Adressbuch 1819 wird der Steuereinnehmer Conrad Walloth außerdem als Hauptmann der „1sten Compagnie der Landwehr“ geführt, an deren Spitze der Kommerzienrat Ernst Emil Hoffmann als Bataillonschef und C. Liebig als Bataillonsadjutant standen. Innerhalb des Obereinnehmerbezirkes Darmstadt war Walloth für das komplette Steueraufkommen der Stadt Darmstadt zuständig. Auch nach Herman Haupt war Walloths Vater nicht Bäcker, sondern ehemaliger Kürschner und späterer Distrikts-Steuereinnehmer. – Vgl. Herman Haupt, „Walloth, Johann Friedrich“, in: Herman Haupt (Hg.), *Hessische Biographien* Bd. 1. Darmstadt: Staatsverlag, 1918, S. 311-313; hier S. 311. – Haupt, der sich vermutlich auf das Darmstädter Adressbuch stützt, hat allerdings übersehen, dass der Kürschner Konrad Walloth das Amt des Steuereinnehmers gleichzeitig im Nebenberuf ausübte. Frei erfunden scheint das Bäckerei-Ambiente in Vogts Erzählung allerdings dennoch nicht zu sein. Als Quelle könnten mündliche Reminiszenzen Friedrich Walloths an den erwähnten Konditor Johann Adam Walloth gedient haben, der wahrscheinlich ein naher Verwandter war. Möglicherweise beschreibt Vogt aber auch das Elternhaus eines Gießener Kommilitonen Walloths, nämlich das des Medizinstudenten Jakob Koch. Der am 15.4.1815 in Darmstadt geborene Sohn des Bäckermeisters Koch immatrikulierte sich am 27.10.1831 als Medizinstudent in Gießen. Noch am 22.5.1835 erneuerte er seine Immatrikulation, wurde aber seit dem 28.9.1835 vom Hofgericht in Gießen mit Steckbriefen gesucht. Wie sein Verbindungsbruder Walloth flüchtete er gerade noch rechtzeitig vor seiner Verhaftung nach Straßburg. Er ging 1837 nach Montpellier, wo er bis 1842 sein in Gießen begonnenes Medizinstudium fortsetzte. 1846 promovierte er zum Dr. med. an der Faculté de Médecine der Université de Montpellier. Er war bis zu seinem am 21.1.1852 erfolgten Tode als praktischer Arzt in Montpellier tätig. – Vgl. Manfred Köhler, „Und setzt ihr nicht das Leben ein ...“. Das Stammbuch Heinrich Ferbers 1835-1836“, in: Thomas Michael Mayer (Hg.), *Georg Büchner Jahrbuch 6 (1986/87)*. Frankfurt am Main: Hain, 1990, S. 393-405; hier S. 398. Die Verschmelzung verschiedener historischer Personen in eine einzelne Erzählfigur ist eine von Carl Vogt des öfteren gebrauchte Erzähltechnik. Im Falle Jakob Kochs scheint er diesen Personensynkretismus auch in seiner Autobiographie verwendet zu haben, wo sich hinter der Figur des alten Jacques, wie Hauschild vermutet, Jakob Koch versteckt. Ein Vergleich zu dem Erinnerungstext „In das Elsaß“ zeigt aber, dass sowohl Vogts Kommilitone Jakob Hepp als auch vermutlich Jakob Koch in der Figur verschmolzen wurden.

29 Wiener Brötchen, auch Wibeles, waren ein Süßgebäck aus Biskuitteig, das der Hohenlohische Hofkonditor Jakob Christian Carl Wibel 1763 erfand.

Kreuzer, Dreier und Sechser in das kleine Fensterchen, aus dem seine Mutter die Brötchen verabfolgte, während sie ihren Fritz wiegte. Man verkaufte nur gegen bar, und selbst die Lakaien, welche aus dem gegenüberliegenden großherzoglichen Palais die Frühstückssemmeln in zierlichen Körbchen holten, mussten „riwwele“, wie sich der alte Fritz ausdrückte. „Denn,“ sagte der Alte, „es ist eine eigene Sache mit dem Kredit für hohe Herrschaften! Wenn sie nicht zahlen wollen, lassen sie es bleiben. Namentlich dem ‚Schulden-Schorsch‘<sup>30</sup> (so wurde einer der nachgeborenen Prinzen genannt) will ich lieber einen Kreuzerwecken schenken, als einen ‚Teigscher‘ für zwei Heller kreditieren!“

Fritz wuchs, wie alle Einwohner der Hauptstadt, ohne „R“ auf, trotz aller Mühe, die sich ein aus Norden stammender, schnarrender Lehrer am Gymnasium gab, seinen Schülern diesen wesentlichen Buchstaben in die Kehle zu bringen. Fritz war und blieb ein echter „Dammstädt“, und bevor er seinen Fuß aus der „Esidenzstadt“ weiter hinaus in die Welt gesetzt hatte, war er der festen Überzeugung, daß das r in der deutschen Sprache etwa dieselbe Rolle spiele, wie das stumme e in der französischen.<sup>31</sup> Indessen hinderte ihn dieser Fehler nicht,

---

30 Vermutlich, Ludwig Georg Carl Friedrich Ernst Prinz von Hessen und bei Rhein (1780-1856), General der Infanterie.

31 Auch wenn Carl Vogt, wie es scheint, nirgends in seinen Schriften seinen angeblich mit ihm befreundeten Kommilitonen Ernst Elias Niebergall (1815-1843) erwähnt, mag er beim Niederschreiben dieser Zeilen an dessen 1846 erschienene „Localposse in der Mundart der Darmstädter“ *Datterich* gedacht haben, wo in der Zweiten Szene mehrere Handlanger an einem Tisch sitzen und ein Lied mit den Zeilen: „Lustig ihr Brihda, / Lustig, wos Dammstädt sey!“ anstimmen. Carl Vogt hat in seinen Schriften verschiedentlich bei seinen Personenbeschreibungen deren dialektalen Sprachgebrauch bis zur Karikatur hinauf pointiert; am bekanntesten ist das Beispiel seines Gießener Medizinprofessors Johann Bernhard Wilbrand in der Autobiographie, wobei die Gymnasialhumoreske *Der Besuch im Karzer* seines Neffen Ernst Eckstein Pate gestanden hat. Die Zeichnung des Ministers in Vogts Erzählung „Die Geschichte des jungen Pffiffig“ wird wie im Falle Wilbrands mit Hilfe des westfälischen Dialektes überspitzt. Wahrscheinlich hat hier Vogt allerdings weniger an den Wissenschaftler Wilbrand als an den politischen Staatsbeamten Justin Linde gedacht, der ebenfalls Westfale war. – Vgl. Heinz-Lothar Worm und Eva-Maria Felschow, „Die Geschichte des jungen Pffiffig“ von Carl Vogt“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* 96 (2011), S. 207-277; hier S. 221. – Auch die Schilderung, die Vogt seinem Gymnasiallehrer Heinrich Arnold Wilhelm Winckler (1796-1848) in der Autobiographie angedeihen lässt, bedient sich dieses Mittels. Eine gezielte Suche würde mit Sicherheit noch weitere Beispiele dieser Art zu Tage fördern. Über die Rolle des Dialekts hat sich Carl Vogt aber auch durchaus ernsthafte Gedanken gemacht: „Die Verhältnisse, wie sie sich jetzt gestaltet haben, zeigen [...] für die Angehörigen kleiner Sprachgruppen eine Beschränkung, welche früher nicht existirte, die aber besonders in wissenschaftlicher Beziehung sehr bedeutend gefühlt werden muß. [...] Niemand wird denselben [den Dialekten; R.H.] ihre Berechtigung absprechen; man darf sogar beklagen, daß manche Dialekte mit ihrem naiv-körnigen Wesen nicht zur Schrift- und Umgangssprache geworden sind; man kann anerkennen, daß Dichter wie z. B. Hebel oder Claus Groth, die in solchen Dialekten schrieben, Vorzügliches geleistet und einen kleinen Kreis von Lesern erquickt und erfreut haben. Allein auch diese Schriftsteller werden erst dann einen Einfluß auf die allgemeine Bewegung ausüben, wenn sie in deren Sprache übertragen werden; und sie werden von dem großen Ganzen übersehen und ignoriert werden, so lange sie in den ursprünglichen Sprach-

genau in derselben Weise, wie seine Kameraden und Altersgenossen, die verschiedenen Stufen der Schule und des Gymnasiums zu durchlaufen und bis zu dem Maturitätsexamen vorzudringen, das er aber erst nach einem misslungenen Anlaufe überwand.<sup>32</sup>

Durchgefallen! Die Nachricht klang dem Papa Fritz sehr bedenklich, ihm, dem noch nie ein Ofenschub misslungen war. Es wurde reiflich erwogen, ob man nach dieser verunglückten Prüfung noch ferner an dem Plan festhalten solle, unsern Fritz studieren zu lassen. Der Junge hatte zwar die besten Nummern für Mathematik, Geschichte und Geographie erhalten, und der Lehrer dieser Nebenzweige, der freilich neben seinen philologischen Kollegen nur eine sehr untergeordnete Stellung einnahm, hatte dem Vater versichert, daß Fritz einer der besten Schüler sei, die ihm je durch die Hände gegangen. Aber für Latein und Griechisch, diese Hauptfächer, von welchen allein das Wohl und Wehe des jungen Mannes abhing, hatte Fritz nur wenig Neigung.

Er wäre lieber Militär geworden. Die Wachtparade, die täglich an dem Portale des „Palais“, gerade dem elterlichen Hause gegenüber aufzog, hatte ihn schon in seiner frühesten Kindheit lebhaft interessiert. Später hatte er alle seine Freistunden auf dem Exerzierplatze zugebracht, und da ihm die Brötchen und Wecken, über die er verfügen konnte, Zutritt in die Kasernen verschafften, stellte er gründliche Studien über den Dienst in und außer dem Stalle an, und das Exerzierreglement war ihm geläufiger als die griechische Grammatik. Da er viel Musik trieb, später sogar ein ganz leidlicher Geigenspieler wurde, so kannte er bald alle Trommel- und Hornsignale besser, als die unmusikalischen Befehlshaber. Mathematische und musikalische Befähigung gehen ja oft Hand in Hand. Fritz studierte Generalbass und Kontrapunkt und erlangte bald einige Gewandtheit im Arrangieren von Musikstücken für Orchester. Das machte ihn den Musikmeistern der Regimenter wert, die gern seine Beihilfe für Instrumentierung neuer Märsche in Anspruch nahmen. Dem Erbprinzen, der seine ganze Zeit auf dem Exerzierplatze zubrachte und sogar aus reiner Begeisterung für den Militärstand täglich Menage aß, was ihn freilich nicht verhinderte, bei den herrschaftlichen Dejeuners und Diners seinen Mann zu stehen, dem Erbprinzen war einmal ein von Fritz mit einigen gellenden Trompetenstößen ausgestatteter Marsch aufge-

---

kreis gebannt bleiben. Ganz so verhält es sich mit den Ansprüchen jener kleinen Sprachengruppen, die zwar über den Dialekt sich erhoben, nicht aber zu der Würde einer großen Kultursprache aufgeschwungen haben. Ihre Produkte werden natürlich so lange vernachlässigt werden müssen, bis sie in den allgemeinen Strom der Ideen und Sprachen übertragen worden sind.“ – Carl Vogt, *Nord-Fahrt entlang der norwegischen Küste, nach dem Nordkap, den Inseln Ian Mayen und Island auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis Oktober 1861*, Frankfurt a. M.: Jügel, 1863, S. 174 f.

32 Laut Herman Haupt war Walloth von Ostern 1819 bis Herbst 1829 Schüler des Darmstädter Pädagogs. – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 311. – Zu dieser Zeit war Johann Georg Zimmermann (1754-1829) Direktor der Einrichtung, welcher 1826 von Carl Dilthey (1797-1857) abgelöst wurde.



fallen. „Walther“<sup>33</sup> hatte er zu dem Direktor gesagt, „das ist nicht auf Ihrem Mist gewachsen.“ „Zu Befehl, Hoheit,“ hatte der Direktor geantwortet, „nicht auf meinem, sondern auf Bäckers Fritz seinem!“ - „Donnerwetter!“ hatte der Erbprinz gesagt, indem er sich den Schnurrbart strich.

Es wären demnach alle Aussichten auf eine gute Karriere für unseren Fritz gewesen, wenn nicht manche andere Verhältnisse störend in den Weg getreten wären. Fritz war ein kleiner, untersetzter Bursche mit dickem Kopfe, Kraushaar, einer Kartoffelnase, kurzen Beinen und gänzlich ohne Taille. Er war kurzsichtig, trug eine Brille und stotterte ein wenig beim Beginne des Sprechens. War einmal der erste Satz nach manchem Drücken und Drängen herausgesprudelt, so ging dann die Rede fließend weiter. Da aber die Kommandos immer nur aus ersten Sätzen bestehen, was schon wegen der Schneidigkeit durchaus nötig ist, so fühlte Fritz selbst seine Unzulänglichkeit. Außerdem war es ihm nur zu gut bekannt, daß der Erbprinz, dem sein die Ruhe und bayrisches Bier liebender Vater die Sorge für das Militär gänzlich überließ, nur solche Leute beförderte und bevorzugte, welchen die Uniform gut saß. Der „Stöpsel“ Fritz aber, wie er in der Familie genannt wurde, hatte mit seinem Vorbilde, dem General Scharnhorst, einen sehr schlechten Kleiderleib gemeinsam.

Und dann hätte Fritz mit dem unsterblichen Dichter des „Hans von Katzenfingen“<sup>34</sup> der freilich erst später auftrat, sagen können:

---

33 Ein Musikdirektor Walther in Darmstadt konnte nicht nachgewiesen werden. Vermutlich liegt eine Namensverwechslung mit dem Hofkapellmeister Carl Jacob Wagner vor.

34 Reinhold Solger, *Die Geschichte von Hanns von Katzenfingen, dem Preußischen Gardelieutenant. Ein Fragment*. Berlin 1848. – Vielleicht bezieht sich Carl Vogt auf die 1848 in Mannheim bei Grohe erschienene Ausgabe *Künftige Cabinetsordres Ollms des Großen Im Auszug mitgetheilt und historisch-pragmatisch geordnet von einem seiner getreuen Unterthanen; Besonderer Abdruck aus dem deutschen Taschenbuche für 1846, worin auch der „Hans von Katzenfingen“, eine Satyre im Byron'schen Styl auf das jetzt gestürzte Preußische Junker-Militair, enthalten ist*. Solgers *Hans von Katzenfingen* gilt als das einzige satirische Epos der Revolutionszeit von 1848/49. Die emphatische Bezugnahme auf den Verfasser deutet auf eine nähere Beziehung zwischen Reinhold Solger und Carl Vogt hin, die bisher noch nicht erforscht ist. Wie Carl Vogt lieferte Solger Beiträge zu Adolph Kolatscheks nach seiner Flucht an den Genfer See 1850 begründete Flüchtlingszeitschrift *Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben*. Weitere Hinweise für mögliche Berührungspunkte sind in der Biographie Solgers durchaus erkennbar. Reinhold Solger wurde am 17. Juli 1817 in Stettin geboren. Nach dem Studium der Philosophie und Geschichte in Halle und Greifswald arbeitete er ein Jahr im preußischen Staatsdienst in Potsdam, anschließend vier Jahre als Hauslehrer in England. Solger stand schon 1844 mit dem russischen Anarchisten Michail Bakunin in Briefkontakt und lernte ihn wohl spätestens 1847 in Paris persönlich kennen. Bakunin war in dieser Zeit mit Carl Vogt eng befreundet, so dass es nicht ausgeschlossen ist, dass Solger Vogt ebenfalls in Paris kennen lernte. In Paris wurde Solger Zeuge der Februarrevolution und nahm anschließend am badischen Aufstand als Sekretär von Ludwig Microslawski teil, der auch Oberbefehlshaber der Einheit war, zu der Friedrich Walloth sich gemeldet hatte. Der Verhaftung entzog sich Solger durch seine Flucht in die Schweiz. 1853 wanderte er über England nach Nordamerika aus. Dort betätigte er sich als Redner, Schriftsteller und Dichter unter anderem für die Republikaner. Unter Abraham Lincoln bekam er eine Anstellung im Finanzministerium. Sein bekanntestes literarisches Werk ist der Roman *Anton in Amerika* (1862). Er starb am 13. Januar 1866 in Washington D.C. – Vgl. Thorsten Logge, *Zur medialen Konstruktion des*

Mir fehlt, was einzig Stellen gibt, die Demut,  
Auch neigt mein Geist zur Politik sich hin,  
Was schändlich ist. Ach! Ich gesteh's mit Wehmut!

Fritz entsagte also, wenn auch mit schwerem Herzen, der militärischen Laufbahn, wenigstens der offiziellen. Er „paukte“ sich gewissenhaft für das Maturitätsexamen<sup>35</sup> ein, las aber nebenbei Clausewitz<sup>36</sup> und Archenholz,<sup>37</sup> stocherte auf einer Karte Feldzüge Friedrichs des Großen und Napoleons ab

Um Soldat zu werden  
Für ein freies Reich!<sup>38</sup>

und sang mit besonderer Begeisterung in den geheimen Zusammenkünften der radikalen Gymnasiasten, die in der Backstube gehalten wurden, die Mahnung an die Mächtigen der Erde:

Gebt nur eure großen  
Purpurmäntel her!  
Das gibt rote Hosen  
Für das Freiheitsheer!<sup>39</sup>

Diesmal glückte das Examen trotz Clausewitz, Scharnhorst<sup>40</sup> und Archenholz. Fritz bezog als studiosus juris die Landesuniversität, wo ich, damals noch

---

*Nationalen, Die Schillerfeiern 1859 in Europa und Nordamerika.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014, S. 286.

35 Walloth besuchte von Ostern 1819 bis Herbst 1829 das Pädagogium Darmstadt. Haupt, „Walloth“, S. 311.

36 Carl von Clausewitz (1780-1831), preußischer Generalmajor, verfasste ein unvollendet gebliebenes Werk *Vom Kriege*, das sich mit der Theorie des Krieges befasste.

37 Johann Wilhelm von Archenholz (1741-1812), preußischer Offizier und Schriftsteller der Aufklärung. Er verfasste u.a. eine Geschichte des siebenjährigen Krieges, an dem er aktiv teilgenommen hatte.

38 Zeilen aus dem „Lied der Verfolgten“ (Incipit: Wenn die Fürsten fragen: Was macht Absalon?<sup>40</sup>), dessen zweiten Strophe lautet: Wollen sie gar wissen, / Wie's dem Flüchtling geht, / Sprech: der ist zerrissen, / Wo ihr ihn beseht. / Nichts blieb ihm auf Erden / als Verzweiflungsstreich / Und Soldat zu werden / für ein freies Reich. – Reinhard Welz, H. C. Gruenewald (Hgg.) *Die Revolution marschiert. Kampflieder der Unterdrückten und Verfolgten.* Bd. 2: 1806-1930. Mannheim: Welz, 2006, S. 91.

39 Ebd. S. 92. Zeilen aus der dritten Strophe desselben Liedes. Die Herausgeber bemerken in einer Erläuterung, dass das Lied 1835 in einer Gedichtsammlung von Wilhelm Sauerwein in Biel in der Buchdruckerei der jungen Schweiz erschienen und unter den politischen Flüchtlingen der 1830er und 1840er Jahre sehr beliebt gewesen sei. Wilhelm Liebknecht habe es als „ein altes Flüchtlingslied der zersprengten Burschenschaftler der dreißiger Jahre“ bezeichnet. Demnach erscheint es sehr fraglich, dass Walloth das Lied bereits vor 1829 während seiner Darmstädter Gymnasialzeit gesungen haben könnte. In seinem Erinnerungstext „In das Elsaß“, a.a.O. S. 436 zitiert Vogt alle drei Strophen des Liedes, das er bei seinem illegalen Grenzübertritt vom Elsaß in die Schweiz 1835 erstmals gehört haben will, und zwar aus dem Munde seines damaligen Mitflüchtlings, des Gießener Büchsenmachers Ludwig Großmann.

40 Gerhard von Scharnhorst (1755-1813), preußischer Generalleutnant, war der Verfasser zahlreicher militärischer Schriften und der entscheidende Organisator der Preussischen Heeresreform.

Gymnasialschüler,<sup>41</sup> seine Bekanntschaft machte. Er hörte gewissenhaft seine Kollegien, besuchte ebenso gewissenhaft die Kneipe der zu einem „Korps“ umgewandelten Burschenschaft,<sup>42</sup> fehlte nie auf dem Fechtboden und auf der Mensur,<sup>43</sup> wo er sich bald den Ruf eines galanten, aber gefährlichen Schlägers erwarb, der die Blößen seiner Gegner mit eisiger Ruhe erspähte und mit Blitzschnelle ausnutzte, und wurde schon im dritten Semester ein wahres Orakel für alle Fragen des „Komment“ und der studentischen Gebräuche.



Abb. 3: Mensur im Gießener SC Rhenania c/a Hassia 1824. Aus: Jürgen Setter, *Kleine Geschichte der Verbindungen in Gießen*. Sande 1983, Abb. IV, S. 82.

- 41 Carl Vogt war von 1824 oder 1825 bis 1833 Gießener Gymnasiast, vorausgesetzt es trifft zu, was er von sich selbst behauptet, dass er nämlich auf dem Gießener Gymnasium „acht Jahre, vielleicht sogar neun, zubrachte.“ – Vogt, *Aus meinem Leben*, a.a.O., S. 96.
- 42 Friedrich Walloth wurde nach seiner Immatrikulation „Mitglied der unter dem Namen ‚Waffenverbindung‘ bestehenden Burschenschaft, wie er auch in Heidelberg, wo er im November 1831 bis August 1832 studierte, der Burschenschaft angehörte. Als nach dem Frankfurter Attentat die Gießener Burschenschaft, um der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, sich als Korps „Palatia“ auftrat, schloß sich Walloth diesem an [...]. Haupt: „Walloth“, a.a.O., S. 311. – Ein Abgleich mit den Gießener und Heidelberger Burschenschaftlerlisten konnte vor der Drucklegung des vorliegenden Beitrags nicht mehr vorgenommen werden. Vgl. Paul Wentzke u.a. (Hgg.), *Geschichte und Mitgliederverzeichnisse burschenschaftlicher Verbindungen in Straßburg, Gießen und Greifswald 1814 bis 1936*, Görlitz 1942. – Auch die Berücksichtigung eines eventuellen Artikels zu Walloth in dem neuen biographischen Burschenschaftslexikon konnte nicht mehr rechtzeitig erfolgen. – Vgl. Helge Dvorak, *Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft*, Bd. I: Politiker, Teilbd. 1-8, Heidelberg 1996-2014. – Die freundlichen Hinweise auf diese beiden Lücken verdanke ich Harald Lönnecker.
- 43 Zum studentischen Fechten in Gießen vgl.: Joachim Hönack, Gernot Schäfer (Hgg.), *Vivat Academia! Studentenverbindungen an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart*, Katalog zur Ausstellung in den Verbindungshäusern der Landsmannschaft im CC Chattia Gießen und der Gießener Burschenschaft Frankonia (2. Juni - 1. Juli 2007), Essen: akadpress, 2007, S. 127-131. – Jürgen Setter, *Kleine Geschichte der Verbindungen in Gießen*, Sande: Friesland, 1983, S. 75-92.

Aber er trug keine farbige Mütze und auch das Band nur bei Gelegenheiten, wo es vorgeschrieben war. Wenn er auf die Mensur ging, steckte er es als Talisman in die Tasche. Chargierter<sup>44</sup> wollte er nie werden; Koller und Kanonen<sup>45</sup> mochte er nicht leiden. Aber wenn es galt, mit dem Schläger<sup>46</sup> oder dem Säbel einen Korpskandal auszufechten, war er der erste auf dem Platze.

Als ich im Herbst 1833 Student wurde, war Fritz schon ein angehendes „altes Haus“.<sup>47</sup> Er sekundierte mir bei meinen ersten Paukereien<sup>48</sup> und war mir

---

44 Inhaber eines Führungsamtes in einer Studentenverbindung.

45 Reiterstiefel von gebranntem Leder. Der Ausdruck „in Koller und Kanonen“ bedeutet so viel wie in vollem studentischem Wicks.

46 Studentische Fechtwaffe.

47 In der Studentensprache Bezeichnung für einen Studenten im 5. Semester.

48 Carl Vogt hatte sich bereits als Gymnasiast an Paukereien beteiligt. Diese seien, so Vogt in seiner Autobiographie *Aus meinem Leben*, mit scharf geschliffenen Rapiern und ohne Paukapparat ausgetragen worden und deshalb weitaus gefährlicher gewesen als die regulären Messuren der Studenten. Noch als Gymnasiast sei er von einem älteren Korpsburschen auf einer Landpartie beleidigt worden. Vogt konnte den Beleidiger aber nicht fordern, da er als Gymnasiast nicht satisfaktionsfähig war. Dies änderte sich, als Vogt sich immatrikuliert hatte, und gleich seine erste „Amtshandlung“ als Student war die Austragung dieses schwebenden Ehrenhandels. Vogt schildert das Duell, bei dem ihm Walloth sekundierte, in seinen Erinnerungen folgendermaßen: „Mein Gegner war ein guter Schläger, der als Theologe besonders auf Deckung seines Gesichtes bedacht war. Ich wurde hitzig und im dritten oder vierten Gange erhielt ich eine tiefe Terz in die Seite, die das Hemd aufriß. Mein Sekundant war einer meiner liebsten Freunde, später jahrelang mein Hausgenosse in Genf, Walloth von Darmstadt. ‚Höre,‘ flüsterte ich ihm zu, als die Sekundanten konstatiert hatten, daß die Haut unverletzt sei, ‚ich habe einen wütenden Schmiß auf dem Rücken. Der lange Christian [Sekundant des Messurgegners, R.H.] hat das nicht gesehen!‘ ‚Brennt’s?‘ fragte Walloth leise. – ‚Wie Feuer?‘ – ‚Dann war der Schmiß flach und die Klinge hat sich überbogen! Jetzt gib besser acht!‘ Der Schmerz machte mich zornig, und in dem Augenblick, wo ‚Los!‘ kommandiert wurde, sprang ich auf meinen Gegner ein, hieb ihm die Parade durch und auf den Kopf, daß die Mütze davon flog; sein Sekundant, der einsprang, erhielt einen zweiten Hieb auf den Arm, daß ihm das Rapier entfiel, und als ich zu einem dritten Hiebe ausholte, ließ Walloth sein Rapier fallen und packte meinen Arm mit beiden Händen, rufend: ‚Bist du denn des Teufels? Er ist ja angeschissen!‘ Als wir dann alle zusammen, Hessen und Palatier, nach Hause gingen, hielt Walloth mir eine lange Rede über mein kommentwidriges Betragen; wie er sich schämen müsse, mich eingepackt zu haben, wenn ich künftig so ‚klobig‘ dreinhauen wolle wie ein Holzhacker; das sei nicht die Tradition der Waffenverbindung, welcher er noch angehört habe; er müsse die Herren Hessen bitten, mich damit zu entschuldigen, daß ich noch ein ganz grüner Fuchs sei, dem man erst Kommt und Lebensart beibringen müsse.‘ Auf diese Rede warf sich der lange Christian in die Brust und sagte: ‚Es sei allerdings nicht angemessen, trotz des ‚Halt!‘ des Sekundanten noch weiter mit Hochquarten fortzuwüten, indessen nehme er die Entschuldigung des Herrn Walloth mit Befriedigung entgegen, da sie ihm beweise, daß die Palatia den Kommt in Ehren halte. Übrigens sei durch die Erklärung des Unparteiischen, daß ‚Anschiff‘ vorhanden, die Sache erledigt und er müsse konstatieren, daß bis zu diesem Punkte alles in der besten Ordnung abgelaufen sei.‘ Die Wunde meines Gegners war auf dem Kopfe, was ihn sehr zu befriedigen schien; ein paar Zoll tiefer, meinte er, hätte er den Pfarrer an den Nagel hängen können; so aber sehe die Schmarre kein Mensch, wenn er das Vaterunser auf der Kanzel bete.“ – Vogt, *Aus meinem Leben*, a.a.O., S. 118 f. – Die wichtigsten Ausdrücke aus der Terminologie des studentischen Kommts werden in der von

oft von wesentlichem Nutzen, denn wenn er den Gegner nicht schon vom Fechtboden her kannte, so wusste er doch nach den ersten Gängen, wo seine Schwäche lag. „Zeige eine Terze an und hae geschwind eine Hochquart nach,“ flüsterte er in der Pause, „dann hast du ihn. Für die Tiefquart, die er schlägt, brauchst du nicht sorgen; die fange ich ab!“

Aber Fritz bemutterte mich nur während eines Semesters. Er ging nach Heidelberg,<sup>49</sup> um dort seine juristischen Studien zu vollenden, und ich verschwand, wie in einer Versenkung, in dem chemischen Laboratorium von Liebig.<sup>50i</sup>

---

Eva-Maria Felschow und Heiner Schnelling herausgegeben Ausgabe erläutert - Felschow/Schnelling: *Vogt: Leben*, a.a.O., S. 124 f.

- 49 Laut Herman Haupt hatte Walloth bereits von November 1831 bis 1832 in Heidelberg studiert, wo er auch bereits der Burschenschaft angehörte. – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 311. – Dazu stimmt, dass „Walloth, Stud. Jur. aus Darmstadt“ im März 1832 auf einer Heidelberger Subskriptionsliste zugunsten des ‚Deutschen Vaterlandvereines zur Unterstützung der freien Presse‘ erscheint. – Vgl. *Deutsche Tribüne. Zur Wiedergeburt des Vaterlandes*, Nr. 61 (7.3.1832). – Es scheint daher außer Zweifel zu stehen, dass Walloth sein Studium in Gießen, und nicht in Heidelberg beendete.
- 50 Zu Carl Vogt als Schüler Liebigs vgl. Neill Busse, *Der Meister und seine Schüler. Das Netzwerk Justus Liebigs und seiner Studenten*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms, 2015. Seine Ausbildung bei Liebig schildert Vogt nicht nur in seiner Autobiographie *Aus meinem Leben*, a.a.O., S. 124-133, sondern auch in seinem Erinnerungstext „In das Elsaß und wieder heraus“. – Vgl. Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 417-419: „Das war die eine Luft und die andere war in Liebig’s Vorlesung und noch mehr in seinem Laboratorium. Es war noch nicht überlaufen, wie später, aber sein Ruf begründet und viele Ausländer kamen, um sich dort auszubilden. Dort arbeitete an demselben Tische, wo ich die ersten Manipulationen erlernte, der jetzige Director der Porzellanfabrik von Sèvres, C. Regnault, damals Bergwerks-Ingenieur, mit seinen langen, blonden Locken, die dem feingebauten, kleinen Manne das Aussehen eines blutjungen, deutschen Schülers gaben; da war ein anderer Franzose, Demarçay, ein wahres Quecksilber von Beweglichkeit, beständig in Zwist und Hader mit einem schwerfälligen Polen, dem es absolut nicht gelingen wollte, die richtigen Verhältnisse von Schwefelsäure und Kupferoxyd im blauen Vitriol zu finden. Da arbeitete eine Zeitlang der berühmte englische Chemiker Turner, dessen Verdauungskräfte so darnieder lagen, daß er nur von Zeit zu Zeit etwas Reis, einfach abgekocht, mit einem elfenbeinernen Löffelchen sich einlöffelte, nachdem er ihn mit einigen Tropfen verdünnter Blausäure bespritzt hatte. Dann die Reihe später berühmt gewordener Schüler: Fresenius, Schädler, Will – wer nennt die Namen? Die Seele des Laboratoriums, besonders für die Anfänger, war Dr. Ettling – ein wahres Muster von Ruhe, Gleichmuth und Geduld. Nur wenn man sein stets haarscharf geschliffenes Messer, womit er die Korkzapfen so kunstgerecht zuschnitt, als wären sie gedrechselt, unrechtmäßiger Weise zu gleichen Zwecken behändigte, konnte er aufbrausen – dann nahm er ein große Prise und ging in ein kleines Cabinet, wo die Glasbläserei aufgestellt war, um dort durch Anfertigung eines Liebig’schen Kaliapparates mit fünf Kugeln wieder die gestörte Gemüthsruhe herzustellen. Ettling hatte mich sehr lieb gewonnen – warum, weiß ich eigentlich nicht recht – denn so sehr er Respektsperson war, hatte ich doch einmal die Schranken übersprungen. Als die Zeit meiner Abreise näher rückte, hatte er offenbar Etwas auf dem Herzen. [...] Eine andere klassische Persönlichkeit des Laboratoriums war Apupel, der Diener, ursprünglich ein Bauer, aus dem benachbarten W[ü]jeseck, das durch seinen ‚Apfelwein, die Sandbergwerke und die Steckenfabrik‘ berühmt war, wie einer meiner Schulgenossen behauptete, als er in der Geographie nach berühmten Orten Deutschlands gefragt wurde; eine Antwort, die ihm allerdings eine schallende Ohrfeige eintrug. In der That brachten die Wiesecker Bauernknaben weißen Sand zum Bestreuen

Eine schwere Gewitterluft lag damals auf der freisinnigen Studentenschaft. Die Julirevolution<sup>51</sup> hatte eine nachhaltige Bewegung in Süddeutschland wachgerufen; es wurden Flugblätter in geheimen Druckereien hergestellt, welche unerhörte Dinge verlangten, die damals für hochverrätherisch angesehen wurden und heutzutage selbstverständlich sind, wie Konstitutionen, Parlamente, Pressefreiheit, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren usw. Die Verdächtigen wurden eingezogen, jahrelang in Untersuchungshaft gehalten.<sup>52</sup>

---

der Stuben und Gänge, was damals allgemeine Sitte in Gießen war, Zinnsand zum Putzen des Zinngeräthes (Porzellanteller waren noch ein furchtbarer Luxus, selbst bei den Professoren) und braungebeizte Ziegenhainer zum Verkauf. Damals hatte sich Apul noch nicht zu dem hohen Range emporgeschwungen, den er später als Lieferant von Glas-, Porzellan- und Platina-Geräthschaften einnahm; er wusch noch selber auf, kehrte und reinigte selbst, zeigte aber schon seine kaufmännischen Talente dadurch, daß er im Sommer ein Fäßchen Bier in den Laboratoriumskeller legte und den durstigen Jüngern der Wissenschaft verzapfte. [...] So arbeite ich von Morgens früh bis Abends spät mit dem festen Entschlusse Chemiker zu werden, ein Beruf, zu dem ich nach Liebig's Ansicht ganz besondere Talente haben sollte. Die Laufbahn sollte auf unerwartete Weise unterbrochen werden.“

51 Die Pariser Julirevolution von 1830 hatte den Sturz der Bourbonen und die erneute Macht-ergreifung des Bürgertums zur Folge.

52 Vgl. Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 418: „Es war damals in politischer Hinsicht eine trübe Zeit. Das Hambacher Fest war, nach Metternich's Ausspruche, ein Fest der Guten geworden; das Frankfurter Attentat war verunglückt und die Untersuchungen im besten Gange. In Hessen namentlich zeigte sich als Untersuchungsrichter, der frühere Universitätsrichter Georgi aus, auf dessen Namen der Tod des Pfarrers Weidig im Gefängnisse einen so unauslöschlichen Schatten geworfen hat. Die ganze Thätigkeit, welche die liberale Partei entfaltete, bestand einestheils im Verbreiten verbotener Schriften, die auf einer geheimen Handpresse vervielfältigt wurden, anderntheils in der Vermittlung von Einverständnissen zwischen den politischen Gefangenen, sowohl unter sich, wie mit der Außenwelt und in der Wegschaffung der Compromittirten. Meinem Vater, der als Haupt der liberalen Partei in Gießen galt und scherzweise öfter ‚der Großherzog von Gießen‘ genannt wurde, hatte man alle nur erdenklichen Chicanen gemacht, ohne ihm indessen etwas Ernsthaftes anthun zu können. Noch bei seinem Weggange hatte die Polizei einen Ueberfall in Darmstadt versucht, weil sie unter seinem Gepäck staatsverrätherische Schriften vermuthete, und nur durch eine Verkettung ganz besonderer Umstände war dieser Ueberfall vereitelt worden. Besonders im Frühjahr 1835 waren die Verfolgungen schlimm geworden. Einzelne Geständnisse waren in den Gefängnissen erfolgt; schändliche Denunciationen von falschen Brüdern hatten die Untersuchungen, welche besonders von Preußen aus lebhaft betrieben wurden, auf die richtigen Fährten gebracht. Wer nur irgend compromittirt war und flüchten konnte, nahm den Weg zur Grenze. Die Paßvorschriften waren verschärft worden; an den Thoren von Mainz und von Frankfurt wurde Jeder festgehalten, der ein studentisches Aeußere hatte.“

Eines Tages wurde durch einen Zufall<sup>53</sup> den Beteiligten, die in beständiger Furcht vor Entdeckung schwebten, die Kunde, dass der mit den politischen Untersuchungen betraute, berüchtigte Untersuchungsrichter<sup>54</sup> die schleunige Herstellung von dreißig neuen Zellen im Kriminalgefängnisse verlangt habe.<sup>55</sup>

---

53 Zu dem Anlass der Flucht vgl. Jan-Christoph Hauschild, *Georg Büchner. Verschwörung für Gleichheit*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2013, S. 149 f.: „Zwischen Mai und August 1835 treffen mehr als ein Dutzend neue Flüchtlinge in Straßburg ein, die meisten davon Studenten ohne ausreichende Erwerbsmöglichkeiten [...]. Auslöser für die Kollektivflucht ist ein Erlass des Ministeriums, der weitere Verhaftungen befürchten lässt. Dieses ausdrücklich als vertraulich eingestufte Dokument ist gewissermaßen auf dem Dienstweg in die Hände von Georg Geilfus gelangt, einem ehemaligen Burschenschafter und Mitverschworenen, der als Beamtenanwärter im Ministerium des Inneren und der Justiz Schreibdienste verrichtet. Im Vertrauen darauf, dass einige Tage verstreichen, bis man nach dem Erlass und seiner Ausfertigung fragt, nimmt er das Dokument an sich, meldet sich beim Bürodieners vorläufig krank und sucht das Weite. Zuvor verständigt er noch seine Freunde, die sofort seinem Beispiel folgen.“

54 Über die wechselnden Zuständigkeiten der verschiedenen Untersuchungsrichter gibt der von Martin Schäffer Ende Dezember 1837 verfasste und Februar 1838 revidierte „Vortrag in Untersuchungs-Sachen wider die Teilnehmer an revolutionären Umtrieben in der Provinz Oberhessen“ Auskunft. Im einleitenden allgemeinen Teil heißt es darin: „Die [...] im Sommer 1834 vollzogene Verhaftung des Studenten Minnigerode war der Anfang einer neuen, von dem damaligen Landgerichts-Assessor Wagner geführten Untersuchung, welche, mit Unterbrechungen, bis zum April 1835 fort dauerte und noch mehrere Verhaftungen zur Folge hatte. Um diese letzte Zeit ergaben sich nicht nur neue Anhaltspunkte zur Fortsetzung der früheren, ohne wesentliches Resultat gebliebenen, Untersuchung vom Jahr 1833, sondern es lagen auch in Bezug auf das neuere verbrecherische Getriebe so bestimmte Anzeigen vor, daß man dessen vollständige Aufklärung und die Ausmittlung der Schuldigen, von denen sich unterdessen ein Teil geflüchtet hatte, hoffen durfte. Der zum Hofgerichts-Rate beförderte frühere Untersuchungs-Commissär, Wagner, wurde wegen seiner geschwächten Gesundheit von dem ihm übertragenen Geschäft entbunden und da der zu seinem Nachfolger designierte Universitätsrichter Trygophorus durch Krankheit verhindert war, dem ihm erteilten Auftrage sich zu unterziehen, so trat der Großhzgl. Hofgerichts-Rat Georgi an dessen Stelle. Das zu bearbeitende Material hatte sich inzwischen außerordentlich gehäuft und die Zahl der Angeschuldigten bedeutend sich vermehrt, weshalb *ein* Inquirent um so weniger für hinreichend befunden wurde, als einzelne Inkulpaten auf alle erdenkliche Weise den raschen Fortgang der Untersuchung zu hemmen suchten und den Commissär fast ausschließend beschäftigten, hierunter aber die übrigen willigeren Angeschuldigten, deren Sache nicht gleichmäßig behandelt werden konnte, leiden mußte[n]. Aus diesen Gründen wurde – nachdem vorher schon aus Mangel an passenden und hinreichenden Gefängnislokalen der Sitz der Kommission nach Darmstadt verlegt worden war, – noch im Jahr 1835 der nunmehrige Hofgerichts-Assessor Weber zum Hülf-Inquirenten bestellt und im März 1837 der Kommission noch ein weiterer in der Person des Kriminalrichters Nöllner beigegeben.“ – Reinhard Görisch, Thomas Michael Mayer (Hgg.), *Untersuchungsberichte zur republikanischen Bewegung in Hessen 1831-1834*, Frankfurt a. M.: Insel, 1982, S. 259 f.

55 Vgl. dazu präziser Carl Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 418 f.: „Das letzte Signal zur Flucht gab, wenn ich nicht irre, im Mai oder Juni Einer unserer Studiengenossen, der jetzige Rector Geilfuß in Winterthur. Er war Bauamts-Candidat und hatte die Abschriften und Rescripte im Bau-Ministerium zu controliren. Eines Tages kömmt ein Befehl, schleunigst etwa 40 Zimmer im neubauten Stockhause einzurichten. Geilfuß ist glücklicher Weise allein – er unterschlägt den Befehl, um dessen Ausführung erst 14 Tage später Erkundi-

Fritz war bei seinen Eltern, wo er sich auf das Staatsexamen vorbereitete und nebenbei fleißig auf die Jagd ging. Er hörte die Nachricht, ohne die mindeste Gemütsbewegung zu zeigen, steckte soviel Geld zu sich, als er ergattern konnte, und verließ am Morgen früh im Jagdkostüm, mit der Flinte auf der Schulter, das Haus, seiner Gewohnheit nach ein Studentenliedchen pfeifend. Dem Vater, der an seinem Ofen stand, sagte er kurz guten Morgen; er wolle für einige Tage auf die Rehjagd in den Odenwald; die Mutter möge nicht unruhig werden über sein Ausbleiben.

Aber er ging nicht in den Odenwald, sondern an den Rhein, ließ sich von einem Schiffer, den er auf seinen Jagdzügen im Ried kennen gelernt hatte, übersetzen und marschierte gemütlich schlendernd nach Worms. Dort, wusste er, war er geborgen.<sup>56</sup> Die freisinnigen Bürger der hessischen Rheinprovinz und der Pfalz hatten in jener Zeit eine Flüchtlingspost eingerichtet. Kam ein Flüchtling mit dem Losungsworte, so wurden die angeschirrt im Stalle stehenden Pferde eingespannt, und der Wagen rollte, von dem Besitzer selbst geführt, der französischen Grenze zu. Telegraphen und Eisenbahnen existierten damals noch nicht; Relais waren in den einzelnen Städten gelegt; die Flüchtlinge gelangten über die Grenze, ehe noch die Polizei sich die Augen vom Schläfe ausgerieben hatte.<sup>57</sup>

Am Tage nach seiner Abreise kam der Untersuchungsrichter mit seinen Häschern beim ersten Morgengrauen, um Fritz zu verhaften. Der alte Fritz war an dem Ofen beschäftigt. „Wir kommen, Ihren Sohn als Hochverräter<sup>58</sup> zu ver-

---

gung eingezogen wurde, benachrichtigt die schon im ganzen Lande als Candidaten, Accessisten u.s.w. herum zerstreuten Genossen und begibt sich erst auf die Flucht, als diejenigen, welche flüchten konnten und wollten, in Sicherheit waren.“

56 In Worms war es der Weinhändler Johann Philipp Bandel, der die Flüchtlinge, getarnt als von ihm angestellte Mitarbeiter seines Geschäftes, auf seinen Weinreisen nach Neustadt mitnahm. Vgl. das Kapitel „Fluchtwege aus Hessen“ auf dem Georg Büchner Portal: <http://buechnerportal.de/aufsaeetze/fluchtwege-aus-hessen/>

57 Ganz ähnlich beschrieben in Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 418: „Die Zahl der Flüchtlinge war so groß, daß patriotische Bürger in Rheinhessen und der Pfalz eine förmliche nächtliche Post angelegt hatten, um die Gesinnungsgenossen über die französische Grenze zu bringen. Jeder dieser Männer hielt Pferd und Wagen fertig zum Anspannen – meldete sich Einer, so war er auch geborgen, denn dann ging es unaufhaltsam, schneller als Post und Estaffetten, über Worms und Landau nach Weißenburg hinüber.“ – Eine ausführliche Schilderung der Flucht und des Fluchtweges enthalten auch die Erinnerungen von Carl Vogts Kommilitonen Hermann Wiener. Vgl.: Jan-Christoph Hauschild, „Hermann Wieners Lebenserinnerungen aus dem Jahr 1895“, in: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde*, N. F. 44 (1986), S. 363–406; hier S. 384–387. Der Textauschnitt ist digital verfügbar auf Georg Büchner Portal LZ 3690.

58 Der von der Großherzoglich Hessischen Untersuchungskommission in Darmstadt veranlasste Steckbrief wurde am 28. September 1835 erlassen. Der Vorwurf lautete allerdings nicht auf Hochverrat, sondern auf, „Theilnahme an einer staatsgefährlichen burschenschaftlichen Verbindung“. Tatsächlich war Walloth vermutlich, wie bereits erwähnt, Mitwisser des Frankfurter Wachensturms. Laut Steckbrief war der Gesuchte seit Sommer 1835 flüchtig; als mutmaßlicher Aufenthaltsort war „In der Gegend von Straßburg.“ vermerkt. Die Personenbeschreibung führte folgende Merkmale im einzelnen auf:



haften,“ schrie der rücksichtslose Untersuchungsrichter den Alten an. „Ist Fritz gestern abend nach Hause gekommen?“ fragte der Alte den Obergesellen. „Nein,“ antwortete dieser. „Er sagte Ihnen ja gestern früh, er gehe für einige Tage auf die Rehjagd in den Odenwald.“ „Wohin?“ brüllte der Untersuchungsrichter, „der Odenwald ist groß!“ „Das hat er nicht gesagt.“ „Sobald er zurückkommt,“ höhnte der Alte, „werde ich nicht verfehlen, Ihnen sogleich Nachricht zukommen zu lassen.“ Der Untersuchungsrichter stampfte wütend auf den Boden. „Auch der Vogel ist ausgeflogen,“ knirschte er. „Wenn ich nur wüßte.“ ... „Ist Ihnen vielleicht ein Brötchen gefällig?“ fragte der Alte, indem er eine Schaufel aus dem Ofen zog. „Sie sind noch ganz warm!“ Der Untersuchungsrichter stürzte zur Tür hinaus, ohne ein Wort zu sagen. „Flegel“, murmelte der Alte in den Bart.

Dann aber wischte er sich mit der Schürze eine Träne aus den Augen und ging schwankenden Schrittes hinauf zu seiner Frau,<sup>59</sup> die noch im Bette lag. „Du“, sagte er, „ich glaube, der Fritz hat auch mit den Krawallen zu tun gehabt. Es hat mir schon längst so etwas geschwant. Eben war der Untersuchungsrichter da und hat ihn arretieren wollen. Aber den habe ich abgeführt. Ich hoffe, der Fritz ist in Sicherheit.“ - „Um Gottes willen“, schluchzte die Frau. „Er wird hoffentlich auf die Flucht und nicht auf die Jagd gegangen sein! Ach! Mein Fritz!“ „Heule nur nicht! Es hilft ja doch nichts. Aber ich werde gleich den Heinrich und den Wilhelm ausschicken; die werden schon herausbringen, welchen Weg er eingeschlagen hat. Tu nur, als ob nichts vorgefallen wäre, und wenn jemand kommt, nach dem Fritz zu fragen, sage nur, was ja auch die Wahrheit ist, er habe uns verständigt, daß er auf die Jagd in den Odenwald gehe. Abgemacht!“

Die Burschen kamen noch im Laufe des Vormittags mit der Nachricht, Fritz habe bei Gernsheim am Rhein mit einem Manne gesprochen, der dem Bäcker Tannzapfen zum Anfeuern zu liefern pflegte. Der alte Fritz rieb sich die Hände, die Mutter war beruhigt, und als einige Tage nachher ein Brief von Fritz mit der Meldung seiner glücklichen Ankunft in Straßburg eingetroffen war, erkundigte sich der Alte so nebenbei abends bei seinem Bekannten im Bierhause, wie man am besten Geld nach Straßburg senden könne - er habe dort vortreffliches Mehl zu spottbilligen Preisen eingekauft. Da der Brief seines Sohnes weiter nichts

---

„Signalement. Alter: 24 Jahre; Größe: 6 Fuß 6 Zoll; Statur: klein, untersetzt; Haare: blond; Stirn: hoch; Augen: blau; Nase: klein; Mund: klein; Kinn: rund; Gesicht: rund; Gesichtsfarbe: frisch; Bart: rötlich. Besondere Zeichen: Trägt gewöhnlich eine Brille.“ *Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1836*. Sitzung 1 bis 19. Frankfurt a. M. [1836]. Nachtrag zu dem von der Centralbehörde des Bundes am 1. Juli 1835 überreichten und in der 17. Bundestagssitzung vom 21. desselben Monats vorgelegten tabellarischen Verzeichniß der deutschen politischen Flüchtlinge. 154<sup>k</sup> und 154<sup>l</sup>, Nr. 28: „Wallot, Friedrich, aus Darmstadt. Stud. Juris.“

59 Friedrich Walloths Mutter Elisabeth (1787-1855) war eine Tochter des Darmstädter Bürgermeisters Johann Michael Hofmann. – Vgl. Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. S. 311. – Laut dem Darmstädter Adressbuch 1840 wohnte die Witwe des Steuereintnehmers Walloth in der Hospitalstr. F 80. Ab dem Jahr 1843 lautet ihre Adresse Luisenstraße E 1. Im Jahr 1854, kurz vor ihrem Tod, wohnte sie in der Rheinstraße F 99.

Verfängliches enthielt, sandte er ihn dem Untersuchungsrichter. „Er mag ihm nachlaufen,“ sagte er, „und uns in Ruhe lassen!“

Der Untersuchungsrichter lief ihm auch in der Tat nach, wenigstens schriftlich, jedenfalls aber vergeblich. Obgleich die Flüchtlinge in allen Straßen der „wunderschönen Stadt“, wie Straßburg sehr irrigerweise im Volksliede<sup>60</sup> genannt wird, wimmelten, hatte der Präfekt<sup>61</sup> doch keine amtliche Kenntnis von ihnen, schon aus dem Grunde, weil sie sich alle unter den Schutz eines alten republikanischen Polizeikommissars<sup>62</sup> gestellt hatten, dem sie ihrerseits den Dienst erwiesen, ihn auf Gauner und Diebsgesellen aufmerksam zu machen, die unter dem Deckmantel der Flüchtlingschaft ihre Geschäfte zu verbergen suchten.<sup>63</sup>

Als ich Ende Juli des Jahres 1835 ebenfalls als „Strömer“ in Straßburg eintraf,<sup>64</sup> fand ich in einer wahren Flüchtlingsherberge auf dem Fischerkai<sup>65</sup> etwa

---

60 Das Volkslied „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ war eine im frühen 19. Jh. weit verbreitete Volksweise. Es erschien erstmalig im *Sesenheimer Liederbuch* von 1771 nach dem Text von Oskar Wöhrlé.

61 Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 435: „Der Präfekt, Chopin d’Arnouville, war allgemein verhaßt. Er galt für eines jener niedrigen Werkzeuge des constitutionellen Regiments, das in der politischen Spionage seine Befriedigung und das Mittel zur Beförderung suchte. Der durchaus republikanische Stadtrath von Straßburg lag mit ihm in beständiger, offener Fehde. Der Departementalrath nicht minder; die meisten Municipalräthe seines Verwaltungsbezirkes waren ebenfalls hartgesotten republikanisch und machten ihm das Leben sauer. Für allen Aerger, den ihm seine Administrirten bereiteten, mußten die Flüchtlinge und die politisch Verfolgten entgelten.“ – Auch Georg Büchner schrieb am 10. Juni 1835 an die Eltern, dass die Flüchtigen ganz der Willkür des Präfekten ausgesetzt seien. Der damalige Amtsinhaber Auguste bzw. Augustin Choppin d’Arnouville (1776-1857), der auch als politischer Schriftsteller in Erscheinung trat, war von 1831 bis 1837 der Regierungschef des Départements du Bas-Rhin, mit Amtssitz in Straßburg.

62 Jonathan Pfister, Polizeikommissar des Bezirks Süd der Stadt Straßburg. Vgl. Otto Wiltberger, *Die deutschen politischen Flüchtlinge in Strassburg von 1830-1849*. Berlin: Rothschild, 1910, S. 71 f., 97.

63 Vgl. neben Carl Vogts Autobiographie auch ders. „In das Elsaß“, a.a.O., S. 435: „Es wimmelte von Bummlern, die sich für Flüchtlinge ausgaben und von Flüchtlingen, die bummelten und ihre Wissenschaft und Thätigkeit, nach dem landläufigen Ausdrucke, auf dem Altare des Vaterlandes opferten. Unser alter Freund, Wilhelm Schulz, der bekannte Schriftsteller, der später die geistreiche Broschüre „Vom deutschen Michel und seinen Schwestern“ schrieb, hatte eine höchst verdienstvolle „Stromliste“ aufgestellt, in welcher alle Strömer verzeichnet und classificirt waren. Da gab es „Haupt- und Neben-Strömer, Ab- und Zu-Strömer, Strömer aus Bedürfniß und aus Neigung.“ Die beiden Rubriken, welchen die größte Sorgfalt zugewendet wurde, hatten die Ueberschriften: „Strömende Gauner“ und „Gauernerische Strömer“. Leider waren beide Colonnen sehr reich an Namen und die letztere füllte sich mehr und mehr, je länger die Zeit des Exils dauerte. Um wenigstens jene Gauner, die sich für Flüchtlinge ausgaben, fern zu halten oder unschädlich zu machen, hatte man enge Beziehungen zu der Polizei.“ – Zu Straßburg als Anlaufpunkt für deutsche politische Flüchtlinge des Vormärz vgl. Otto Wiltberger: *Die deutschen politischen Flüchtlinge in Strassburg von 1830-1849*. Berlin und Leipzig: Rothschild, 1910. – Wiltmann benutzt zwar Carl Vogts *Aus meinem Leben* als Quelle, kennt aber dessen Erinnerungen „In das Elsaß“ nicht.

64 Präziser und konsistenter als in seiner Autobiographie schildert Carl Vogt seine eigene Flucht nach Straßburg in seinem Erinnerungstext „In das Elsaß“. Auffällig ist, dass Vogt

ein Dutzend meiner Studien- und Schicksalsgenossen, die gemeinschaftliche Haushaltung führten, welcher Fritz als Ökonom und Oberkoch vorstand. Er besuchte fleißig juristische Vorlesungen an der Universität, besorgte in den Zwischenstunden die Einkäufe und dirigierte abends am Herde seinen Unterkoch. Es war alles militärisch eingerichtet; die Tischgenossen wurden reihum zum Kartoffelschälen und Tellerspülen kommandiert, und die Resultate wurden um so williger anerkannt, als die Mittel mancher Teilhaber bedenklich auf die Neige gingen. Unter den Bürgern des Quartiers bildete sich, als dieses bekannt wurde, ein Verein, der durch geringe Zuschüsse einzelnen Flüchtlingen, die aller Existenzmittel entblößt waren, die Teilnahme an der Herberge ermöglichte.

Ich konnte erst nach einigen Wochen Straßburg verlassen und meine unterdessen in Bern angesiedelten Eltern aufsuchen.<sup>66</sup> Fritz blieb noch bis zum Herbst, wo er eine Stellung in einem weinbauenden Dorfe des Oberelsaß bei einem Notar<sup>67</sup> fand, der ihn anfangs nur als Schreiber beschäftigten wollte.

---

darin Walloth nicht namentlich als Flüchtling in Straßburg erwähnt. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Vogt in seinem Text von 1871 seinen Freund noch gezielt aus der Schilderung herausgehalten hat. Erst nach dem Tod Walloths scheint es Vogt möglich gewesen oder sinnvoll erschienen zu sein, dessen Rolle unter den Straßburger Flüchtlingen des Jahres 1835 gewissermaßen nachzutragen.

65 Der Quai des pêcheurs zieht sich östlich des Münsters am Ufer der Ill hin.

66 Da es Carl Vogt in Straßburg und seinem Vater in Bern nicht gelang, einen Reisepaß für den Grenzübergang in die Schweiz zu erwirken, nahmen Carl Vogt und sein Mitflüchtling, der Gießener Büchsenmacher Ludwig Großmann, das Angebot eines gewissen Hans Vincenz, seines Zeichens Mediziner, an, sie auf Schleichwegen in die Schweiz zu schmuggeln. Vgl. dazu neben der Autobiographie Vogts auch ders. „In das Elsaß“, a.a.O., S. 436: „Großmann und ich erklärten uns bereit. Vor dem Thore draußen setzten wir uns in einen Coucou, ein primitives, entsetzliches Fahrzeug und fuhrten darin nach Colmar. Dort brachte uns Hans bei einem Freunde unter und ging allein, seine Vorbereitungen zu treffen. Am Abend holte er uns ab und führte uns wohl eine Stunde weit, bis zu einer Stelle am Rhein. Dort lag zwischen Weiden und Geröhrig versteckt, ein ziemlich großer Nachen, mit einigen schweigsamen Männern bemannt. Kein Wort wurde gesprochen. Die Männer setzten sich an die Ruder. Wir stießen ab und auf den Rhein hinaus. Unsere guten Freunde waren Schleichhändler.

Zwei Nächte lang ging es rheinaufwärts, bald am badischen, bald am französischen Ufer. Oft ruderten wir, oft zogen wir den Nachen an einem Seile. Einige Mal hörten wir: *Qui vive!* Oder Werda! – einige Mal pfiff eine Kugel an unserem Schiffe vorbei. Tags über lagen wir in den Weiden des Ufers oder einer kleinen Insel versteckt. Wein, Brot, Käse und kaltes Fleisch hatten wir im Schiffe. Im Morgengrauen des dritten Tages stiegen wir zwischen Hüningen und Basel auf Schweizerboden an's Land.“

67 Die Rede ist von dem Weinort Riquewihr (Reichenweier), wohin Walloth sich zurückzog. Die Amtszeiten von drei Notaren fallen in den fraglichen Zeitraum: Frédéric Saltzman, 1833-1842, François Gissy, 1842-1844, und Jean Michel Woelflin 1844- 1867. - Vgl. Jezebel Baumann, *Archives Départementales du Haut-Rhin, répertoire numérique de la sous-série 6 E*. Colmar 1997, S. 640. – Laut Herman Haupt arbeitete Walloth in den Kanzleien aller drei genannten Personen. Besonders zu Woelflin, so Haupt, habe zeitlebens ein enges Freundschaftsverhältnis bestanden. Diese Aussage stützt sich auf eine größere Zahl von Briefen Woelflins an Walloth, die Haupt bei Abfassung seines biographischen Artikels über Walloth zur Verfügung gestanden haben. Allerdings scheint sich Haupt geirrt zu haben, wenn er einen gewissen Eduard Woelflin in Nancy als Quellengeber zitiert. Stattdessen



Abb. 4: „Haus zum goldenen Knopf“ in Reichenweier, historische Postkarte. Foto privat.

scheint sich um den Hauptmann i.R. Edmond Woelflin in Nancy zu handeln. Jean-Michel Woelflin hatte 1836 in Straßburg mit einer in lateinischer Sprache verfassten Arbeit über Zivilrecht promoviert (J.M. Woelflin, *Droit civil. Du mandat: Droit criminel. De la prescription en matière criminelle*. Strasbourg: Silbermann, 1836). In Riquewihir bewohnte er das „Haus zum goldenen Knopf“ („Au Bouton d’or“; „maison Woelflin“), das sich in seinem Besitz befand. Zur architekturhistorischen Beschreibung des 1566 von Claus Flach erbauten Hauses vgl. *Inventaire général du patrimoine culturel* (<http://www.inventaire.culture.gouv.fr/>). Woelflin sträubte sich gegen den Anschluss des Elsass an das Deutsche Reich und verlegte daraufhin seine Praxis nach Nancy, wo er 1893 starb. Carl Vogt scheint Woelflin persönlich kennen gelernt zu haben, als dieser wohl im Jahr 1869 nach Genf kam, um Walloth einen Besuch abzustatten. Dabei dürften dann auch Reminiszenzen an die Flüchtlingszeit in Straßburg ausgetauscht worden sein. Der Besuch scheint, neben der politischen Aktualität wegen der reichsdeutschen Annexion des Elsass, den Anlass dafür abgegeben zu haben, dass Vogt zwei Jahre später seinen Erinnerungstext „In das Elsaß und wieder heraus“ in dem Volksblatt *Buch der Welt* zur Publikation brachte. – Vgl. Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 437: „Einer meiner Freunde, der zehn Jahre hindurch ein Notariat als erster Clerc geleitet hatte, vor 1850, sprach vor zwei Jahren, wenn ich nicht irre, mit seinem früheren Principal, der ihn besuchte, über das Geschäft.“ Im Anschluss referiert Vogt ein Gespräch Woelflins mit Walloth über die wirtschaftliche Verbesserung der Bauern im Elsaß seit der Zeit, als dieser für ihn tätig war, und die seither daraus entstandenen Konsequenzen für den Berufsstand des Notars. – Zu Carl Vogts kritischer Haltung in der Frage der Annexion des Elsass durch das Deutsche Reich vgl. *Carl Vogt's politische Briefe an Friedrich Kolb*, Biel: Kuhn, 1870; insb. den ersten Brief vom 10. Oktober 1870, S. 8: „Ich bin gegen die Annexion, weil kein vernünftiger Grund dafür spricht, weil ich kein Recht der Eroberung, d. h. des Raubes, statue und weil sogar alle Gründe der Klugheit und Vorsicht dagegen sprechen.“

Der Notar blies Flöte, Fritz spielte Geige; der Notar, dem sein reicher Vater die „Etude“<sup>68</sup> gekauft hatte, um ihm doch eine Beschäftigung zu geben und einen gewissen Rang in der Gesellschaft zu sichern, ging lieber auf die Jagd und zu Musikgesellschaften, als in die Gerichtssäle; die Aufnahme von Testamenten war ihm peinlich und die Debatten über Mitgift und Ausstattung bei den Ehepakten verdrießlich. Er sah bald, dass Fritz nicht nur in Musik und Kontrapunkt, sondern auch in allen juristischen und administrativen Kenntnissen ihm weit überlegen war, dass Fritz seine Bureaustunden mit äußerster Pünktlichkeit inne hielt, kurz, der rechte Mann auf dem rechten Flecke war. „Warum muß ich denn erst von einem Ihrer Freunde erfahren, daß Sie im Begriffe gewesen seien, das Staatsexamen zu machen, als Sie von drüben flüchten mußten?“ fragte der Notar einigermaßen vorwurfsvoll nach einigen Wochen seinen Schreiber. „Warum haben Sie mir das denn nicht gleich gesagt?“ - „Weil Sie dann den studierten Mann wahrscheinlich gar nicht als Schreiber angenommen hätten,“ antwortete Fritz lächelnd. „Jetzt können Sie’s schon wissen!“ - „Auch wahr!“ sagte der Notar, drehte sich auf dem Absatze um und rief dem Knechte, er solle einspannen. Er müsse nach Kolmar.

Am Weihnachtstage rief der Notar Fritz in sein Kabinett. „Fahren Sie doch morgen nach Kolmar und melden Sie beim Gerichtspräsidenten, der Ihre Unterschrift registrieren und ein Protokoll aufnehmen lassen wird. Mein Associé können Sie nicht werden, da Sie nicht französischer Bürger sind, wohl aber kann ich Sie zur Führung der Geschäfte bevollmächtigen. Dazu muß aber Ihre Unterschrift vom Gerichte anerkannt und legalisiert werden. Mit den weiteren Bedingungen werden Sie wohl zufrieden sein. Ich habe sie in duplo ausfertigen lassen als Kontrakt zwischen uns beiden. Haben Sie die Güte, das für mich bestimmte Exemplar zu unterzeichnen.“ Fritz war so gerührt, dass er nur einige Worte des Dankes stammeln konnte. „Schon gut!“ sagte der Notar. „Ich habe den reinen Profit von dem Geschäfte. Hier ist auch ein Schlüssel zu der Kasse, und heute abend, beim Festessen der Liedertafel,<sup>69</sup> wollen wir Schmollis trinken!<sup>70</sup>“

Der Notar hatte in der Tat den besten Nutzen von dem Kontrakte. Er konnte seinen Liebhabereien nachgehen und ohne weitere Sorgen Fritz schalten und walten lassen, der nichts vernachlässigte, um das Geschäft in besseren Schwung zu bringen, was ihm auch zusehends gelang. Er war bald mit dem

---

68 Als *étude notariale* wird in Frankreich der Arbeitsplatz bezeichnet, an dem der Notar, unterstützt von verschiedenen Mitarbeitern, seines Amtes waltet.

69 Meist monatliche Treffen geselliger Männerunden, bei denen frugal gespeist, getrunken und gesungen wurde. Liedertafeln organisierten sich häufig als Männergesangsvereine (freundlicher Hinweis von Harald Lönnecker). Sängervereine bildeten sich im Elsass und in der deutschsprachigen Schweiz nicht nur auf lokaler Ebene, sondern schlossen sich auch zu Provinzialliedertafeln zusammen. Solche vereinigten Liedertafeln einer Region veranstalteten üblicher Weise „zuerst ein Abendessen, bei dem gesungen wurde“ und hielten „den andern Tag noch eine Versammlung“ ab, bei der „womöglich im Freien Kaffee getrunken“ wurde. Vgl. *Liederhort für die Basler Liedertafel*, Basel: Bahnmeier, 1862. S. IX f.

70 Studentischer Ausdruck für „Bruderschaft trinken“.

elsässischen Dorfleben innig verwachsen. Die Leute schenkten ihm unbedingtes Vertrauen, und er vergalt ihnen mit treuer Zuneigung.

So hätte Fritz vielleicht noch lange in seinem elsässischen Dorfe gelebt. Er dachte sogar, wie er mir später erzählte, ans Heiraten; glücklicherweise aber hatte er den „dummen Streich“ noch nicht gemacht, als der Sturm des Jahres 1848 heranbrauste. „Wenn du ihn aber gemacht hättest, bevor die Revolution kam?“ fragte ich. „Nun,“ antwortete er, „dann wäre ich ruhig zu Hause sitzen geblieben bei Frau und Kindern. So aber war ich frei und ledig und konnte meine Haut zu Markte tragen, wie ich wollte.“

Er trug sie in der Tat zu Markte. Als die Revolution in Baden<sup>71</sup> ausbrach, sagte er seinem Freunde Notar, der übrigens gänzlich einverstanden war, er möge jetzt das Geschäft, das ohnehin ziemlich stille stand, allein besorgen; er wolle hinüber, um mitzuhelfen. Vielleicht komme er wieder, vielleicht auch nicht. „Wenn du wiederkommst,“ sagte der Notar, „so weißt du, wo dein Platz ist. Kein anderer wird ihn einnehmen!“ Fritz nahm die Büchse und den Hirschfänger und ging über den Rhein, um sich sofort bei den Volkswehren einzustellen.<sup>72</sup>

---

71 Die als „Badische Revolution“ bezeichneten revolutionären Unruhen der Jahre 1848/49 im Großherzogtum Baden hatten ihre Höhepunkte im Heckeraufstand (April 1848), im Struve-Putsch (September 1848) und den bürgerkriegsähnlichen Zuständen ab Mai 1849, die sich im Zusammenhang mit der Reichverfassungskampagne entwickelten. Laut Herman Haupt beteiligte Walloth sich erst in dieser Schlussphase an dem Aufstand: „Als im Frühjahr 1849 die aufständischen Bewegungen in der Pfalz, in Hessen und Baden zur Durchführung der Reichsverfassung begannen, ließ es auch Walloth nicht in seiner Amtsstube ruhen.“ – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 312.

72 Aus dieser spärlichen Angabe lässt sich immerhin folgern, dass Walloth der V. Division unter Oberst Johann Philipp Becker zugeordnet wurde, die aus Volkswehren bestand. Der Sammelplatz war Neckargemünd. Die Division setzte sich aus drei Bataillonen Volkwehr zusammen, einem aus Heidelberg, einem aus Arbeitern von Mannheim und einem, das aus deutschen Flüchtlingen bestand. Diesem letzteren dürfte Walloth angehört haben. Außerdem gehörten zu der Division u.a. ein Arbeiterkorps aus Ziegelhausen, ein Peloton Dragoner und eine Batterie Artillerie mit 6 Geschützen. Vgl. Ludwik Mieroslawski, *Berichte des Generals Mieroslawski über den Feldzug in Baden*. Bern: Jenni, 1850, S. 15. – Diese Ordnung hatte aber erst seit dem 22. Juni 1849 Bestand, als der erfahrene polnische General Mieroslawski das Kommando übernommen hatte. „Bis dahin hatte keine Eintheilung dieser Art stattgefunden, so daß man niemals genau wußte, an wen man die Befehle des Generalstabs richten, auf wie starke Truppenkorps man sie berechnen, ja sogar nicht einmal, wo man diese letztern suchen sollte, da jeder Offizier und Anführer von Volkswehren seine Leute nach eigenem Gutdünken, manchmal sogar nach dem Gutdünken der Soldaten selbst, bald da bald dort aufstellte, ohne Jemandem Rechenschaft darüber zu erstatten. Unter solchen Umständen war keine einheitliche Bewegung, keine strategische, taktische oder administrative Anordnung möglich.“ (ebd. S. 13). Walloth gehörte zu den Ordonnanzoffizieren des badischen Insurrektionsheeres und nahm als solcher an dem Gefecht bei Waghäusel am 21. und 22. Juni 1849 teil. Die dort erlittene Niederlage zwang die Aufständischen zum Rückzug. Herman Haupt weiß in seiner biographischen Skizze zu Friedrich Walloth zu berichten, dass sich in seinem Nachlass noch das Original eines Rapportes des Führers der pfälzischen Revolutionsarmee, des polnischen Generals Sznayde, an den Obergeneral Mieroslawski vom 23. Juni 1849 befunden habe, das auf dem Rückzug

„Es war eine heillose Wirtschaft,“ erzählte er mir später. „Die armen Leute! Sie hatten den besten Willen, Courage wie die Bären, gingen ins Feuer wie zum Tanze - aber was konnte das alles helfen bei der elenden Führung der Offiziere und dem absolutem Mangel an Ausbildung der Truppen. Der General, der uns kommandieren wollte, ein Bürstenbinder seines Zeichens,<sup>73</sup> hatte gerade so vielen Begriff vom Kriege, wie der Esel vom Lauteschlagen.<sup>74</sup> Er meinte offenbar, mit einem großen Schleppsäbel, einem roten Federbusche und viel Gebrüll könne man die Sache abmachen. Er machte mich gleich zum Obersten und wollte mir eine große Schärpe umhängen. Ich verbat mir aber die Troddel und steckte nur eine kleine Kokarde als Abzeichen auf meine Mütze. Die Leute kannten mich schon - sie hatten gleich gemerkt, daß ich doch einige Kenntnis von der Sache hatte. Aber es war nichts zu machen. Als wir auf unserem Rückzuge an der Murg angegriffen werden sollten - man sah schon die feindlichen Kolonnen in der Ferne - hatte ich meine Leute hinter einem Damme aufgestellt in prächtiger Deckung; der Damm war gerade hoch genug, um darüber wegschießen zu können. Was geschieht? Der Herr Bürgergeneral kommt heran-

---

von Waghäusel in Walloths Hände kam. Aus dem Bericht sei hervorgegangen, „daß Snaydes Truppen in jenem kritischen Augenblicke ohne alle Fühlung mit Mieroslawskis Heer waren.“ – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 312. – Die von Johann Philipp Becker befehligte Volkswehr, der Friedrich Walloth angehörte, hatte den Auftrag, nach der Niederlage bei Waghäusel den Rückzug des Hauptheeres zu decken. Die Einheit lieferte sich am 25. Juni bei Durlach heftige Gefechte mit den herandrängenden preußischen Truppen und verschaffte dadurch Mieroslawski den Spielraum, den er benötigte, um sich bei Rastatt auf die Murglinie zurückzuziehen. Gleichzeitig fand die Revolutionsregierung in Karlsruhe dadurch Zeit, unbehelligt nach Freiburg im Breisgau zu fliehen. In Durlach habe sich u.a. „der wackere Ordonnanzoffizier Wallot von Darmstadt“, so schreibt Oberst Becker später, „besonders thätig gezeigt“. – Johann Philipp Becker, Chr. Esselen, *Geschichte der süddeutschen Mai-Revolution des Jahre 1849*. Genf: Becker, 1849, S. 351.

73 Einer der maßgeblichen Organisatoren der badischen Volkswehr des Jahres 1849 war der 1809 im pfälzischen Frankenthal geborene Revolutionär Johann Philipp Becker. Er war der Sohn eines Schreiners und hatte den Beruf des Bürstenbinders erlernt. Becker, der beim Ausbruch der Pariser Märzrevolution in der Schweiz im Exil lebte, sammelte spontan eine Gruppe von 50 Freischärlern um sich, mit denen er zur Unterstützung des Heckeraufstandes nach Baden einmarschierte. Nach Heckers Niederlage bei Kandern schloss sich Becker dem Insurgentenheer des Kriegsministers der badischen Revolutionäre Franz Sigel an. Während der Kämpfe an der Murg, auf die Carl Vogt sich in seiner Erzählung hier bezieht, stand Becker unter dem Oberkommando des polnischen Generals Ludvik Mieroslawski, der das Kommando von dem verwundeten Sigel übernommen hatte. Zu den hier relevanten Ereignissen vgl. die 1849 in Bern erschienenen *Berichte des Generals Mieroslawski über den Feldzug in Baden*. Diesen Berichten zufolge hatte Becker die Aufgabe, mit einer von 15 Kanonen unterstützten Division den Brückenkopf von Kuppenheim zu verteidigen, was allerdings misslang. Noch ehe Mieroslawski Verstärkung bringen konnte, hatte „die Division Becker ihre Stellung verlassen und kam in wilder Flucht, zwei Schwadronen Dragoner voran, auf uns zu. Befehle, Drohungen, Vorstellungen, Nichts vermochte sie [...] aufzuhalten [...]“. Ebd. S. 39.

74 Der musizierende Esel (onos liras) galt bereits in der griechischen Antike als ein Symbol für verkehrte Welt. – Vgl. Rolf Haaser, [Lemma] „Esel“, in: *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, hg.v. Günter Butzer und Joachim Jacob, 2. Aufl., Stuttgart: Metzler, 2012, S. 100 f.

geritten, schreit über die Feigheit, mit der man sich hinter einen Damm verkriechen - der mutige Krieger müsse die Brust offen dem Feinde bieten! Da hatte ich genug! Ich winkte den Leuten mit der Hand, in ihrer Deckung zu bleiben und zeigte dem Herrn General eine feindliche Kolonne, die ich schon mit dem Feldstecher beobachtet hatte und die in einem großen Bogen abschwankte, um unseren rechten Flügel zu umgehen, der sich an ein unbesetzt gebliebenes Wäldchen anlehnte.

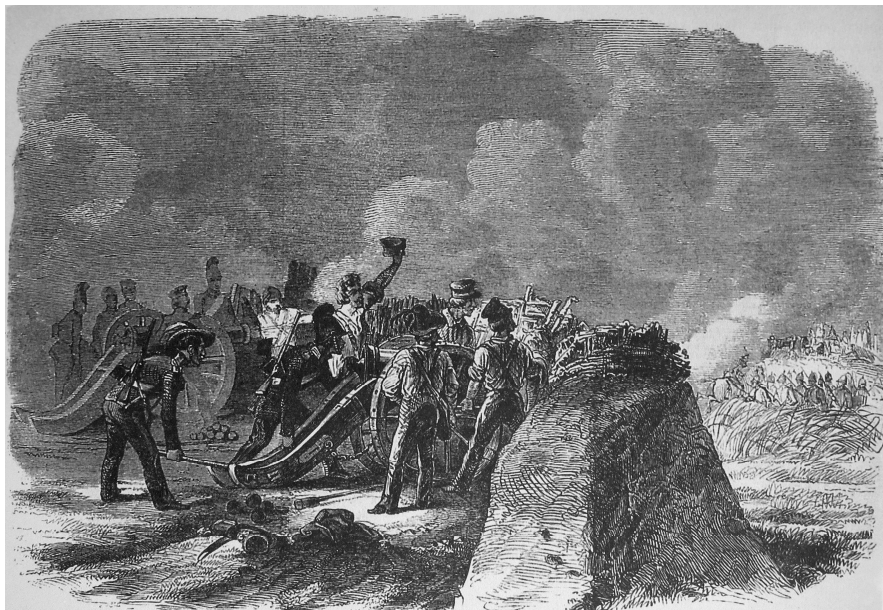


Abb. 5: Artillerie der badischen Revolutionsarmee im Gefecht bei Kuppenbeim an der Murg am 30. Juli 1849. *Illustrierte Zeitung*, 1849. Aus: *Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/49*. Berlin 1988, S. 341.

Umsonst! Der Herr General sprengte nach links, wo der Feind mit einigen Tirailleuren einen Scheingriff machte. Einige Minuten später war das Wäldchen vom Feinde besetzt. Ich rief meine Leute ab, um sie nicht unnützlich niedermetzeln zu lassen, und zog mich zurück, in guter Ordnung.“ „Und dann?“ „Dann schrieb’ ich dem Herrn General einen Zettel, daß ich mein Kommando in seine Hände zurücklege, übergab die Truppe einem Hauptmann und ging meiner Wege. Der Terrainabschnitt an der Murg war der einzige, den man noch hätte halten können. Mit seinem Verluste war der Krieg hoffnungslos zu Ende.“<sup>75</sup>

<sup>75</sup> Die Schilderungen Vogts aus der Sicht Walloths sind zu vage, um sie genau lokalisieren zu können. Jedenfalls handelt es sich um die kriegerischen Ereignisse vom 29. und 30. Juni 1849, in deren Verlauf die Reichstruppen unter General Peucker, die bereits Karlsruhe besetzt hatten, das Insurgentenheer hinter das linke Murgufer zurückdrängten und in der Gegend von Gernsbach aufrieben. Der komplizierte Verlauf der Kämpfe an der Murg Ende Juni 1849 wurden von Johann Philipp Becker im 17. Kapitel seiner *Geschichte der süd-*



Struve<sup>76</sup> schwatzte zwar viel von einem Guerillakriege<sup>77</sup> in dem Kaiserstuhl bei Freiburg im Breisgau: Unsinn! Der Krieg will auch gelernt sein, wie jede andere Sache!“

Fritz kehrte in seine Schreibstube zurück,<sup>78</sup> als käme er von einer verfehlten Jagdpartie, hing die Büchse an die Wand und arbeitete ruhig weiter, was dem Notar sehr zustatten kam, der sich mit großem Eifer in die politischen Angelegenheiten geworfen hatte, an denen übrigens Fritz ebenfalls lebhaften Anteil nahm. Vielleicht hatte Fritz sich geschmeichelt, dass seine Anwesenheit in Baden und die Rolle, die er dort bei der Volkswehr gespielt hatte, gar nicht bekannt geworden sei. Aber nachdem in Baden die Revolution vollständig niedergeschlagen war, suchte man nicht nur den Schutt aufzuräumen, sondern auch aus demselben alle Fäden herauszuklauben, aus denen man allenfalls für diesen oder jenen einen Strick drehen konnte. Man fand einige, von dem Obersten der Volkswehr Fritz unterzeichnete Ordres und Quittungen für Lieferungen an seine Truppen.<sup>79</sup> Man forschte nach, geriet auf die Spur, begann den Prozess, verurteilte den Abwesenden nicht nur zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe,<sup>80</sup> sondern auch zum Ersatz des Geraubten und reklamierte nicht nur bei dem alten Bäcker, sondern auch bei den Behörden im Elsaß. Dort hatte sich unterdessen der Wind

---

*deutschen Mai-Revolution* (S. 382-420) in allen Einzelheiten beschrieben. Es war dennoch nicht möglich, die von Carl Vogt aus der Sicht Friedrich Walloths beschriebenen Ereignisse einem konkreten Kriegsszenario zuzuordnen.

76 Gustav Struve (1805-1870) vertrat im Juni 1849 im Revolutionsparlament die Interessen der linksradikalen Opposition, der auch Johann Philipp Becker angehörte. Während des Gefechtes bei Durlach floh die Revolutionsregierung von Karlsruhe nach Freiburg im Breisgau, wo Struve auf einer Tagung der verfassunggebenden Versammlung am 28. Juni den Antrag stellte, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen.

77 Der Begriff ‚Guerillakrieg‘ wurde von Friedrich Hecker in das damalige politisch-revolutionäre Vokabular eingebracht. Struve übernimmt den Begriff im Bd. 8 seiner *Weltgeschichte* S. 481, bezieht ihn allerdings nicht auf den Badischen Aufstand.

78 Laut Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 312 f. ist Walloth nach der Niederschlagung des Badischen Aufstandes nicht mehr nach Reichenweier zurückgekehrt. Stattdessen habe er, wie Haupt vermutet, mit den Resten des Beckerschen Korps am 12. Juli 1849 bei Rheinau die Grenze zur Schweiz überquert. Da Haupts Angaben in diesem Punkt sehr vage sind, scheint die Schilderung Vogts den Tatsachen eher zu entsprechen.

79 Die Beteiligung Friedrich Walloths an dem Badischen Aufstand war kein Geheimnis. Nicht nur hatten Becker und Essellen, wie bereits erwähnt, seine Rolle während des Gefechts bei Durlach in ihrer 1849 veröffentlichten *Geschichte der süddeutschen Mai-Revolution* publik gemacht, sondern auch Daniel Staroste 1853 im zweiten Band seines *Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und Baden im Jahre 1849*, wo Friedrich Walloth auf S. 263 unter den sechs wichtigsten Ordonnanzoffizieren und Adjutanten des badischen Insurrektionsheeres namentlich aufgelistet wurde.

80 Herman Haupt schreibt in seiner biographischen Skizze Walloths, dass dieser nach der Familienüberlieferung wegen Hochverrats verurteilt worden, später aber begnadigt worden sei. Näheres habe sich darüber aber nicht ermitteln lassen. – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 313.

insofern geändert, als die Behörden mit vollen Segeln dem Staatsstreich<sup>81</sup> zu steuerten, während das Volk bei seinen republikanischen Anschauungen verharrte.<sup>82</sup> Der Notar und Fritz galten mit Recht für sehr einflussreiche Wähler<sup>83</sup> im republikanischen Sinne. Dem Notar konnte man nichts anhaben; er konnte seinen Stammbaum als eingeborener Elsässer noch hinter die Reformation zurückführen. Aber Fritz war Ausländer und somit der Polizei verfallen. Kaum war der Staatsstreich geglückt, so wurde Fritz arretiert und mit Eskorte an die Grenze transportiert, um dort den Deutschen ausgeliefert zu werden.

Die Wut der Dorfbewohner kannte keine Schranken mehr. Man rottete sich zusammen, bewaffnete sich in Eile, so gut es gehen mochte, setzte der Eskorte nach und erreichte sie in dem Augenblicke, wo sie schon die Grenze überschritten und den Vorposten auf dem andern Ende der Brücke den Gefangenen übergeben hatte. Der französische Gendarmeriehauptmann, der die Expedition leitete und nur vier Mann bei sich hatte, sah die Gefahr ein, sprengte zurück, und es gelang ihm um so eher, den Gefangenen wieder zu erhalten, als der Posten, dem er übergeben war, wohl einsah, daß er ihn den erbitterten Bauern, die fest

---

81 Louis-Napoleon Bonaparte ließ am 2. 12. 1851 in Paris strategisch wichtige Punkte durch das Militär besetzen, führende Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung verhaften und den Ausnahmezustand ausrufen. Dies führte am folgenden Tag zu Unruhen, die blutig niedergeschlagen wurden.

82 In seinem Erinnerungstext „In das Elsaß und wieder heraus“ betont Carl Vogt im Jahr 1871, als die Eingliederung des Landes in das Deutsche Reich betrieben wurde, mit warnend erhobenen Zeigefinger das republikanische Wesen der Elsässischen Bevölkerung: „Was den Elsässer an Frankreich kettete und noch kettet, das ist ein Etwas, welches ihm jetzt Deutschland noch weniger bieten kann, als früher. Es ist die demokratische Gleichheit und die Hoffnung auf republikanische Staatsform in ähnlicher Weise, wie in der Schweiz. Ich bin manchmal vor dem Schlachthause in Straßburg stehen geblieben. Ueber dem gewölbten Thorgange, durch welchen das Schlachtvieh hereingeführt wurde, stand mit großen Buchstaben in Stein gemeißelt: *Nous jurons, de vivre libres ou de mourir.* [„Wir schwören, frei zu leben oder zu sterben.“ Übs. R.H.] Ob das Schlachtvieh das las, wenn man es zum Tode führte? Die Revolution ist des Elsäfers liebste Erinnerung; man kann fast sagen, sein Stolz. Durch die späteren Zeiten hat er am hartnäckigsten unter allen Franzosen die Errungenschaften aus jener großen Epoche bewahrt. Er ist ein geborener Republikaner, dessen Sehnsucht nach einem Freistaate wohl unterdrückt und mit Gewalt niedergehalten, aber nicht durch monarchische Gefühle ersetzt werden kann. Der Zug demokratischer Gleichheit, der die ganze Gesellschaft, das ganze Volk in Frankreich durchweht und den kein König- und kein Kaiserthum hat vernichten können, der in jeder Institution durchbricht, mag ihr äußeres Gerüste noch so abweichend erscheinen – diesen Zug hat sich der Elsäfer vor Allem zu eigen gemacht. Ein Vorgesetzter, ein Beamter, ein Fürst sind für ihn mehr oder minder nothwendige Uebel – aber immerhin Uebel – er hängt, wie das Flüchtlingslied sagt, auch am Traume einer Republik und wird sich nur mit höchstem Widerstreben und zähestem Widerstande einer andern Staatsform fügen, zumal wenn ihm diese gegen seinen Willen aufgedrängt wird. So habe ich Land und Leute bei wiederholten Besuchen und längerem Aufenthalte kennen gelernt. Der unzweideutige Wunsch aller Elsäfer ist, politisch mit Frankreich vereinigt zu bleiben. Für sie aber gilt das alte deutsche Sprichwort: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“ – Vogt, „In das Elsaß“, a.a.O., S. 437 f.

83 Hinweise auf eine mögliche politische Betätigung Jean Michel Woelflins haben sich nicht feststellen lassen.

entschlossen waren, Gewalt anzuwenden, nicht vorenthalten könnte. Fritz wurde im Triumph zurückgebracht.<sup>84</sup>

Die Freude dauerte nicht lange. Der Präfekt<sup>85</sup> zog die ganze, ihm zu Gebote stehende Polizeimacht zusammen; man umstellte das Dorf, und nach langen Verhandlungen wurde ein Vergleich abgeschlossen, demzufolge Fritz sein Ehrenwort geben sollte, binnen acht Tagen über die Grenze zu wandern und fernerhin das Elsaß zu meiden. Unter dieser Bedingung wolle man ihn frei ziehen lassen und dem ungesetzlichen Widerstande der Dorfbewohner gegenüber ein Auge zudrücken.

Fritz gab sein Ehrenwort, ordnete seine Angelegenheiten, und noch ehe die festgesetzte Frist verstrichen war, gaben ihm die Dorfbewohner ein feierliches Geleite bis zum nächsten Flecken über der Schweizer Grenze.<sup>86</sup>



*Abb. 6: Karl Vogt als Ziehfigur. Michels Märzerrungenschaften. Spielzeug von rechts u. links für Alt u. Jung. Frankfurt am Main 1848. Nürnberg GNM, Inv.Nr. HB 15974. Aus: 1848: Das Europa der Bilder. Band 2: Michels März. Ausst.-Kat. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Nürnberg 1998. S. 225 (Titel), 226 (Vogt).*

84 Für das geschilderte Ereignis hat sich kein historischer Beleg finden lassen.

85 Vermutlich Auguste-César West (1810-1880), seit 31. 12. 1848 Präfekt des Département du Haut-Rhin in Colmar und ab Mai 1850 Präfekt des Département du Bas-Rhin in Straßburg.

86 Laut Herman Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 313 hielt sich Walloth während seiner ersten Jahre in der Schweiz in Grellingen bei Basel auf, bevor er später nach Vevey und 1852 nach Genf übersiedelte.

Es gefiel ihm dort. Die wenigen Häuser lagen in ziemlichen Entfernungen voneinander am Ufer eines kristallhellen Baches, der reich an Forellen und Krebsen sein musste. Über den Wiesen in der schmalen Talsohle einige, meist mit Kartoffeln bepflanzte Felder, darüber düsterer, hie und da von weißgrauen, schroffen Felsen oder grünen Weideflächen unterbrochener Wald. Der Flecken lag seitab von größeren Landstraßen; die Bewohner waren, neben ihrer Feldwirtschaft, in der Uhrmacherei beschäftigt und lieferten einzelne Teile der Werke in die Uhrenfabriken der größeren Zentren, nach St. Imer, Chaux-de-Fonds, Locle. Fleißige stille Leute, die sich aber gern sonntags im Winter mit Spiel und Tanz vergnügten, während sie im Sommer mit Vorliebe in den Bergen umherstreiften und Schwämme und Beeren in den Wäldern suchten. Wer im Frühjahr die erste Morchel fand, war den Sommer hindurch ein angesehener Mann. Einige unter ihnen zeigten weitere Interessen, sogar regen Sinn für Naturwissenschaften; andere waren eifrige Politiker.

Fritz fühlte, dass er einige Sammlung nötig habe. So manche Fäden, die er im Elsaß angesponnen hatte, waren zerrissen, seine Eltern gestorben, ohne dass er ihnen die Augen hätte zudrücken können.<sup>87</sup> Der Notar brachte oder schickte ihm zuweilen Arbeit, die er sorgfältig erledigte; er beschäftigte sich mit militärischen Studien und mit Musik. Die Geige vermittelte engere Beziehungen; er spielte gern zum Tanze auf, wenn die Musikbanden ausblieben, und als man ihn bat, einigen Knaben und Mädchen Unterricht in der Musik zu geben, war er gerne dazu bereit, wies aber jede Bezahlung zurück, da er genug zu leben hatte. Er war nahe daran, sich gänzlich in dem kleinen Orte einzuspinnen, und vermied es absichtlich, in größere Städte der Schweiz zu gehen, wo manche seiner Freunde Unterkunft gefunden hatten. Das Leben dort zog ihn nicht an.<sup>88</sup> Er wusste aus früherer Erfahrung, welche öden Seiten das Flüchtlingsleben bot; wie sich namentlich die Unbeschäftigten untereinander verhetzten und jeder dem anderen das Misslingen der Revolution in die Schuhe schob.

Trotz aller aufgeführten und sorgsam behüteten Dämme schlugen doch einige Wellen in diese Zurückgezogenheit. „Monsieur Fritz“ war zwar den meisten Dorfbewohnern ein angesehener Mann und lieber Genosse; aber es gab auch diesen oder jenen Piffikus, der meinte, Monsieur Fritz sei eine problematische Existenz, auf der schwere Taten lasten müßten. Wer war der Herr, der zuweilen aus dem Elsaß, offenbar im eigenen Wagen, herangefahren kam und stundenlang mit ihm verhandelte? Fritz lebte zwar still und einfach, aber woher hatte er das Geld, das ihm nie ausging, und warum suchte er keinen weiteren

---

87 Laut Haupt starb der Vater Konrad Walloth bereits 1832, also noch vor Friedrich Walloths Flucht nach Straßburg. Nach derselben Quelle konnte Walloth seine Mutter, die 1855 verstarb, noch in den Jahren 1841 und 1845 in Darmstadt besuchen, da die Hessische Regierung beide Male einen kurzen Aufenthalt zum „Besuch der Seinigen“ erlaubt hatte.

88 Zur Analyse der Flüchtlingsituation in Bern, Zürich und Genf vgl. Christian Jansen, *Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867*, Düsseldorf: Droste, 2000, S. 74-90.

Verdienst? Vielleicht hatte er bei der Revolution eine Kasse in das Trockene gebracht?

Der Maire, dem diese Gerüchte um die Ohren schwirrten, verlangte Legitimationspapiere. „Ich glaube zwar nichts von allem dem, was man herumträgt“, sagte er, „aber Sie wissen wohl, Herr Fritz, daß ich meine Verantwortung habe!“ „Papiere habe ich nicht“, antwortete Fritz. „Wollen Sie, daß ich Bürgen stelle?“ - „Wenn es darauf ankäme“, sagte der Maire, „würde ich selbst die Bürgschaft übernehmen. Aber wir kennen Sie ja alle erst seit der Zeit Ihres Hierseins!“ - „Ach so! Aber was geht Sie meine Vergangenheit an?“ - „Mich nicht, Herr Fritz, aber die Herren in Bern möchten gerne wissen ...“ - „Schon gut! Ich werde es besorgen.“ - „Sie tun mir einen großen Gefallen!“

Am Abend spielte Fritz zum großen Ergötzen der Stammgäste in der Wirtenschaft, in welcher er fast ein Jahr zugebracht hatte, einige Variationen über das Lied: „Muß i denn zum Städtele ‘naus“, und am anderen Morgen fuhr er mit seinem Wirte, der weidlich über die „verfluchte Regierung“ schimpfte, von dannen, während die dicke Wirtin sich eine Träne mit der Schürze aus den Augen wischte und ihm einen Blumenstrauß zum Abschiede überreichte. Sie jammerte noch einige Tage über den Verlust des Gastes, der immer Samstag morgens bezahlt habe, pünktlich wie ein Uhrwerk, und bestärkte ihren Mann und die übrigen Stammgäste in der Meinung, dass eine Regierung, die auf solche Weise den Bürgern das Brot abschneide, notwendig gestürzt werden müsste. Das ganze Dorf schloss sich mit vollster Überzeugung dieser logischen Schlussfolgerung an.

Nach einigen Kreuz- und Querfahrten in der Schweiz war Fritz in einem kleinen Städtchen<sup>89</sup> am Ufer des Genfersees gestrandet, wo einer seiner Freunde sich mit fabrikmäßiger Übersetzung der damals so beliebten, später ganz vergessenen Produkte nordischer Romanschriftstellerinnen beschäftigte. Der „Ostjåke“,<sup>90</sup> wie dieser sprachkundige Freund genannt wurde, übersetzte alles,

---

89 Laut Herman Haupt hielt sich Walloth in Vevey auf, bevor er 1852 nach Genf kam. - Haupt, „Walloth“, a.a.O. S. 313. - Ein Aufenthalt Gottlob Finks (s. d. folgende Anmerkung) in Vevey ist allerdings nicht belegt.

90 Als Ostjåken oder Ostjaken wurden die beiden sibirischen Völker der Chanten und Keten bezeichnet, die in der damaligen geografischen Weltvorstellung dem Norden zugerechnet wurden. Ostjåke bzw. Ostjåck ist ferner eine Figur aus der Novelle „Das Wirtshaus gegenüber“, die 1887 in der Novellensammlung *Genzjamen* von Hermann Kurz veröffentlicht wurde. Die Entstehungszeit der im Tübinger Studentenmilieu spielenden Novelle wird von der Forschung auf 1835 datiert, zu welchem Zeitpunkt Hermann Kurz' eigenes Studium in Tübingen noch in lebhafter Erinnerung war. Die Kurz-Forschung versichert, dass mit dem Ostjåken in dem „Wirtshaus gegenüber“ Kurz' Tübinger Kommilitone Friedrich Gottlob Fink (Finck; Finkh) karikiert werde. Kurz schildert seine Novellenfigur als einen Studenten, „der einen kolossalen Bart trug und wegen seiner vorderasiatischen Physiognomie [...] der Ostjåke genannt wurde.“ Hermann Kurz. Gesammelte kleinere Erzählungen, 4. Teil. Hamburg: tredition, 2011, S. 28. - Später übersetzte Fink, wie Vogt zutreffend schildert, meist unter dem Kürzel G. Fink, zahlreiche Bücher aus dem Schwedischen und Dänischen. In den einschlägigen lexikalischen und biographischen Nachschlagewerken hat Fink keinen Eintrag gefunden. Einige wenige Details lassen sich aller-

---

dings kompilieren, wobei die Quellen kaum heterogener sein könnten. Eine kürzere biographische Studie über ihn findet sich in dem *Sindelfinger Jahrbuch* Bd. 15 (1973) unter dem Titel „Friedrich Gottlob Fink (1813-1862)“, S. 258-261. Fritz Heimberger, der vorwiegend lokalhistorisch interessierte Verfasser dieses Artikels, fokussiert sich aber auf den schwäbischen Hintergrund Finks und weiß nichts über dessen Exil in der Schweiz mitzuteilen. Laut seinem eigenhändigen Matrikeleintrag wurde Friedrich Gottlob Fink am 4. Mai 1813 in Ensingen (nicht in Sindelfingen!), einer kleinen Gemeinde bei Vaihingen geboren. Es ist dies der Ort, aus dem Finks Mutter stammte. Als Beruf seines Vaters gibt Fink „Amtsnotar in Sindelfingen“ an. Gottlob Fink verbrachte seine Kindheit und Jugend in Sindelfingen und Böblingen. Er war mit dem Großvater Hermann Hesses, dem späteren Missionar Hermann Gundert, befreundet, in dessen Elternhaus in Stuttgart er verkehrte. Friedrich Gottlob Fink bezog im Herbst 1827 zusammen mit Gundert das evangelische Seminar in Maulbronn. Zu ihren Mitschülern zählten auch Hermann Kurz und Eduard Zeller, der die gemeinsamen Jahre in Maulbronn und später in Tübingen in seinen 1908 erschienenen Erinnerungen eines Neunzigjährigen schildert. Laut den Verzeichnissen der Studierenden auf der Königl. Württembergischen Universität Tübingen und dem Matrikelbuch der Universität besuchte Fink vom Wintersemester 1831/1832 bis zum Sommersemester 1833 das Tübinger Stift, um Theologie zu studieren. Zu seinen Lehrern gehörten der Schellingianer Karl August von Eschenmayer, Ludwig Uhland als Germanistikprofessor und der Historiker Karl Friedrich Haug. Laut Einträgen in dem im Tübinger Universitätsarchiv verwahrten „Straf-Buch 1819-1843“ wurde Fink wegen burschenschaftlicher Aktivitäten disziplinarisch verfolgt, - vielleicht ein früher Hinweis auf seine spätere radikale Haltung während des Badischen Aufstandes. Da er gelegentlich auf den Titelseiten seiner Übersetzungen auch als Dr. Gottlob Fink figuriert, darf man vielleicht davon ausgehen, dass er in Tübingen nicht nur studiert, sondern auch promoviert hat. Belege dafür haben sich aber ebenso wenig gefunden wie Hinweise auf eine berufliche Karriere als Theologe. Fink, zu dessen Tübinger Studienfreunden die Schriftsteller Gustav Diezel, Rudolf Kausler, Berthold Auerbach und der bereits erwähnte Hermann Kurz gehörten, hat wohl eher mit einer literarischen Karriere geliebäugelt. Laut Heimberger habe Fink um 1840 in Pforzheim gelebt und nach einer fremdsprachlichen Ausbildung ausgedehnte Wanderungen in die Schweiz, nach Frankreich und nach Italien unternommen (259 f.). Wilhelm Marr berichtet in seinen Erinnerungen, dass er 1841 mit Fink den Uetliberg bei Zürich bestiegen habe und von seinem Freund ein naturgetreues Abbild in das dort ausliegende Fremdenbuch eingezeichnet habe: „du erkennst ihn auf den ersten Blick, den guten dicken Jungen, mit dem Abt von St. Gallensantlitz. Ich habe ihn aufgenommen, wie er gerade mit einem Werke über das ‚Schlauchspiel‘ schwanger geht, welches bei Blasinsky in Leipzig erscheinen soll.“ - Wilhelm Marr, *Das junge Deutschland in der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Tage*. Leipzig: Jurany, 1846, S. 4. - Das genannte Werk mit dem wohl auf den antiken Ritus des Schlauchspiels verweisenden Titel ist offensichtlich nicht erschienen. Finks Aufenthalt in Zürich Anfang der 1840er Jahre hing aber sicher auch mit seiner berühmten Übersetzung von Louis Blancs *Geschichte der zehn Jahre 1830 - 1840*, die 1843-1845 in fünf Bänden im Verlag des literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur erschien. Der Band erschien mit einem anonymen, von Arnold Ruge verfassten Vorwort mit dem Titel „Vorwort zur Verständigung der deutschen und Franzosen, von einem deutschen Publizisten in der Fremde“. Vermutlich verkehrte Fink in dieser Zeit in Zürich im Kreis um Julius Fröbel und August Follen, die hinter dem literarischen Comptoir in Zürich standen. Dass Finks Aufenthalt in der Schweiz auch in dem Zusammenhang einer eigenen politischen Betätigung Finks stand, legt ein Konfidentenbericht aus dem April 1846 nahe, der Fink als einen „besonders zu Gewaltstreichen geeignete[n] bekannte[n] Jungdeutsche[n] von Zürich“ bezeichnet, der an einem konspirativen Treffen im Bodenseegebiet teilgenommen habe. - Hans Adler, *Literarische Geheimerichte. Protokolle der Metternich-Agenten*. Bd. II. Köln: leske, 1981, S. 135. - Diese Beobachtung passt zu Finks politischer Haltung für

was ihm der Verleger zuschickte, Spanisch, Englisch, Portugiesisch, nur nicht Französisch, weil dieses zu schlecht bezahlt wurde, da die im Stift zu Tübingen studierenden Theologen in dieser Sprache eine grimmige Konkurrenz machten. Der Ostjåke wollte leben, die „Stiftler“ wollten nur einige Bierkreuzer verdienen. Die Theologen kümmerten sich aber wenig um die nordischen Sprachen, und für diese hatte der Ostjåke fast ein Monopol und konnte höhere Preise stellen. Fritz assoziierte sich mit ihm, der Ostjåke diktierte, Fritz schrieb, und beide hatten ein gemächliches Auskommen.

Aber der Teufel geht auch an den Ufern des blauen Lemansees<sup>91</sup> umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.<sup>92</sup> Ihrer Wohnung gegenüber hatten sich einige Näherinnen eingerichtet. Die Nadeln flogen weit flinker, wenn Fritz in seinen Mußestunden seine Geige ertönen ließ. Manchmal legten auch die

---

die Zeit der Revolutionsjahre 1848/49. Laut Heimberger habe der „Volksparteiler“ und demokratisch gesinnte Politiker an der revolutionären Bewegung als Sekretär des Landesausschusses in Stuttgart gewirkt. Eine Erzählung, nach der an Fink nach einer Gefangennahme durch Regierungstruppen eine Scheinhinrichtung vollzogen worden sein soll, referiert Heimberger, ohne ihr allerdings Glauben zu schenken. In einer Biographie Hermann Gunderts wird auf Fink Bezug genommen als „Gottlob Fink, auch Ostjåck genannt, der, unter die Roten verschlagen, als ‚der Fink‘ berüchtigt wurde.“ - Vgl. Johannes Hesse, *Aus Dr. Hermann Gundert's Leben*. 1894, S. 24. – Bestätigt wird dies gewissermaßen durch Carl Vogt, der Fink in einem Brief an Herwegh als ehemaligen Kommissar der Revolution im Schwarzwald bezeichnete. - Marc Vuilleumier (Hg.), *Autour d'Alexandre Herzen. Documents inédits*. Genf: Droz, 1973, S. 141. - Auch in einem Brief an Alexander Herzen aus dem Jahr 1854 erwähnte Vogt den Übersetzer Fink als Stuttgarter Schriftsteller in Genf: „En écrivant à G. Finck, homme de lettre (vous le connaissez sans doute, cet intéressant ex-refugié connu aussi sous le nom d'Ostjåk)“ (Ebd.). Die Auffassung Heimbergers, Fink habe nach 1849 in Stuttgart gelebt, dürfte unzutreffend sein. Vermutlich hat sich Heimberger zu dem Trugschluss verleiten lassen, weil Fink in dieser Zeit in Stuttgart seine zahlreichen belletristischen Übersetzungen erscheinen ließ. Man muss aber wohl davon ausgehen, dass Fink nach der Niederschlagung des Badischen Aufstandes, in dem er eine aktive Rolle gespielt hatte, nach 1849 als Flüchtling in die Schweiz ging und im Kreis der deutschen Flüchtlinge in Genf verkehrte. In dieser Zeit scheint er eine regelrechte Übersetzungsfabrik für Unterhaltungsromane betrieben zu haben. Dies legt u.a. eine Bemerkung nahe, die der Flüchtling Adolf Sorge in seinen „Erinnerungen eines Achtundvierzigers“ veröffentlicht hat. Im Zusammenhang mit seinem Aufenthalt in Genf erinnert sich Sorge: „Eine liebenswürdige, gutmüthige Rolle spielte ein bejahrter, wohlbeleibter schwäbischer Schriftsteller, Gottlob Fink, der aus übergroßer, unberechtigter Angst das Schwabenland verlassen hatte. Er übersetzte Romane und Novellen aus allen möglichen Sprachen für eine Stuttgarter Firma ins Deutsche und zahlte manchem Flüchtling Salår für Abschreiberdienste.“ – Friedrich Adolf Sorge, „Erinnerungen eines Achtundvierzigers“, in: *Die neue Zeit* (1899), S. 318. – Laut Heimberger hat Fink seine letzten Lebensjahre in Stuttgart verbracht, wobei seine angeschlagene Gesundheit, - eine Kur in Bad Homburg sei nicht erfolgreich gewesen, - für den Tod Finks am 23. August 1862 „in seinen besten Mannesjahren“ verantwortlich gewesen sei. Ein Nachruf in der „Deutschen Pariser Zeitung“, den Heimberger konsultiert hat, hat für die vorliegende biografische Skizze als Quelle nicht zur Verfügung gestanden.

91 Genfer See, frz. Lac Léman.

92 Der Teufel, der wie ein brüllender Löwe umhergeht und jemand zu verschlingen sucht, ist ein Zitat aus 1. Petrus 5,8 (freundlicher Hinweis von Harald Lönnecker).

Mädchen die Arbeit hin und tanzten nach dem Takte der Geige gegenüber. Die Meisterin, eine sehr fromme Dame, die ihren Helferinnen schlechtes Essen und nur sehr geringen Lohn gab, dafür aber täglich dreimal Andachtsübungen hielt und regelmäßig die abendlichen Betstunden besuchte, fand ein Ärgernis an diesem Gebaren. Sie klagte dem Syndik, einem ebenfalls sehr frommen Herrn, ihr Leid. Dieser zuckte die Achseln und gab ihr den wohlmeinenden Rat, die Fenster zu schließen; leider könne er den Herren nicht verbieten, die ihrigen zu öffnen, wenn sie Musik machten. Die Mädchen klagten, sie könnten es in dem engen Zimmer, wo sie wie Schafe zusammengepfercht seien, bei der Sommerwärme nicht aushalten. Sobald die Meisterin den Rücken drehte, wurden die Fenster geöffnet, und dies war für die Geige gegenüber das Zeichen, ihre Weisen ertönen zu lassen. Die Meisterin wurde giftig, zeterte über die Sündhaftigkeit der Welt und vergällte dem Syndik seinen Wein, den er, dem Brauche des Landes gemäß, sich im Keller vom Faße zapfte. Das Unerhörte geschah. Als die Näherinnen eines Abends lustiger als gewöhnlich tanzten, schickte der Ostjåke, der gerade einen furchtbar langatmigen Roman der Flygare Carlen<sup>93</sup> beendet und dafür ein erkleckliches Honorar bezogen hatte, den Damen einige Blumenstråuße hinüber. Am andern Morgen zitierte der Syndik die beiden Übeltåter und verkündete ihnen mit strenger Amtsmiene, dass der „grobe Unfug“ nun aufhören müsse. Entweder sollten sie das Versprechen abgeben, nicht mehr bei offenem Fenster zu spielen und keine Blumenstråuße mehr zu schicken, oder das Feld zu räumen. Der Ostjåke, dem das bedeutende Honorar für den Roman des schwedischen Frauenzimmers zu Kopfe gestiegen und die Welt fast zu enge geworden war, hänselte den Syndik und fragte ihn, ob er nicht aus Versehen den Heber etwas zu tief in das Fass gesteckt habe? Diese höhnische Frage schlug aber dem Fasse den Boden aus. Der Syndik erklärte rundweg, dass er solche Giftkråuter nicht länger in dem unschuldigen Eden seiner Gemeinde dulden könne. Am andern Morgen zogen die beiden Freunde mit dem Schiffe nach Genf ab, während die Nåherinnen einen Psalm singen mussten, von dem frommen König David zur Harfe gedichtet.

---

93 Emilie Flygare-Carlén (1807-1892) war die damals am meisten gelesene schwedische Romanschriftstellerin. Ihre Werke wurden außer ins Deutsche auch ins Dånische, Norwegische, Russische, Französische, Englische, Italienische, Hollånische, Ungarische und Tschechische übersetzt. In Deutschland war es der meist in Baden-Baden lebende Schriftsteller Carl Spindler, der seit 1843 in der von ihm herausgegebenen Reihe *Das belletristische Ausland* im Verlag der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart zahlreiche Werke Flygare-Carléns herausbrachte. Als Übersetzer wird G. Fink genannt, der u.a. auch Frederika Bremer und Carl Fredrik Ridderstad aus dem Schwedischen, Hans Christian Andersen aus dem Dånischen, Edward Bulwer Lytton, Tobias Smollet und Charles James Lever aus dem Englischen, Cesare Cantù und Manzoni aus dem Italienischen sowie Le Sage, Eugène Sue, Alexandre Dumas, Lamartine, Bernardin de Saint Pierre und Chateaubriand aus dem Französischen meist für Franckh, bisweilen auch für andere Verlage übersetzte. Arno Schmidt hat der bersetzertåtigkeit Finks in *Denn ‚wallflower‘ heisst ‚Goldlack‘. Drei Dialoge*. Zürich: Haffmans, 1984, S. 61 ff. zwar kein Denkmal, aber einen kleinen literarischen Denkstein gesetzt.



Als ich im Herbst 1853<sup>94</sup> in Genf eintraf, um dort eine Professur der Geologie anzutreten, fand ich meinen Freund Fritz in bedrängten Verhältnissen. Der Ostjäger hatte in Erfahrung gebracht, dass die „Stiftler“ sich energisch auf die schwedische und dänische Sprache zu werfen beabsichtigten, und war, um der Konkurrenz die Stirne zu bieten, plötzlich in die schwäbische Heimat zurückgekehrt; der Notar hatte seine Stelle verkauft, lebte von seinen Renten und machte Reisen, wo er zwar hie und da Fritz aufsuchte, aber keine Aktenbündel zur Erledigung brachte. Von Hause konnte dieser, der politischen Ächtung wegen, nichts mehr beziehen. Er schnallte den Hungerriemen zwar noch nicht ganz bis zum letzten Knopfloche, da er mit Privatstunden und Rechnungsführen für einige kleine Handwerker einiges verdiente, sah aber nicht allzu frohen Mutes dem kommenden Winter, der Kälte, dem Schnee und dem Regen entgegen. Unter den früheren Flüchtlingen, die sich in großer Zahl in Genf angesiedelt hatten, bevorzugte er einen Buchbinder,<sup>95</sup> der seinem Aussehen nach wohl von

---

94 Carl Vogts Ruf nach Genf wird von seinen Biographen üblicherweise auf 1852 datiert. Vogt erhielt nach seiner Rückkehr aus Nizza im Mai 1852, als er vorübergehend bei seinen Eltern in Bern wohnte, von der Genfer Akademie die Einladung, einen Kurs in Geologie an dem vakant gewordenen Lehrstuhl des Geologen Alphonse Favre abzuhalten. Nachdem Vogt dieses Angebot angenommen hatte, wurde er im Folgejahr ordentlicher Professor für Geologie, welchen Titel er bis zu seinem Lebensende behielt. – Vgl. die biographische Skizze, die Vogts Nachfolger Emile Yung (1854-1918) kurz nach dem Tod seines Vorgängers veröffentlichte. Emile Yung, „L'œuvre scientifique de Carl Vogt“, in: Jean-Claude Pont, Daniele Bui, Françoise Dubosson und Jan Lacki (Hgg.), *Carl Vogt (1817-1895). Science, Philosophie et Politique*. Actes du colloque de mai 1995. Chêne-Bourg (Suisse): Georg, 1998, S. 327-346, hier S. 337. – Erstabdruck in *Revue scientifique*, 25 (22.6.1895), 769-779.

95 Gemeint ist *Kaspar Ranickel*, (auch *Ranickel*) aus Bingen in Rheinpreußen, der als Sohn des Bingerer Musikus Melchior Ranickel, 1819 geboren wurde. Hinsichtlich seiner Biographie stehen nur wenige Daten zur Verfügung. In der Literatur wird er zumeist nur als der Adjutant August Willichs erwähnt. Unter dessen Führung scheint er sich bereits dem Heckerzug im April 1848 angeschlossen und auch der bewaffneten Flüchtlingskolonne, die Willich danach in Besançon gebildet hatte, angehört zu haben. Als Willich mit dieser Truppe 1849 am badisch-pfälzischen Aufstand teilnahm, war Ranickel jedenfalls nachweislich dessen Adjutant. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Friedrich Walloth den Aufständischen Kaspar Ranickel bereits in dieser Phase persönlich kennen lernte, da sie besonders in der Schussphase im selben Raum und unter demselben Oberkommando operierten. Die von dem königl. Appellationsgericht der Pfalz 1850 ausgefertigte Anklageschrift warf Ranickel vor, dass er Adjutant Willichs und Mitglied eines Kriegsgerichtes war, dass er „die Waffen gegen den Staat getragen und all die bekannten Züge des Beschuldigten mitgemacht hat.“ – *Anklag-Akte, errichtet durch die K. General-Staatsprokurator der Pfalz [...] vom 29. Juni 1850 [...] wegen bewaffneter Rebellion gegen die bewaffnete Macht, Hoch- und Staatsverrats etc.* Zweibrücken: Ritter, 1850, S. 67. – Das in Darmstadt erscheinende *Großherzoglich Hessische Regierungsblatt*, Nr. 10 (26. März 1853), S. 97, vermeldet, Ranickel sei am 3. 12. 1852 „wegen vorsätzlicher Verletzung der zwischen dem Großherzogthum Hessen und dem Königreiche Baiern abgeschlossenen Staatsverträge“ zu einer „Correctionshausstrafe“ von acht Jahren verurteilt worden. Dieser Strafe entzog er sich durch Flucht in die Schweiz, wo er Kontakt mit den deutschen Flüchtlingen in Genf aufnahm. 1850 befand er sich auf der Durchreise nach Genf in einem schlechten gesundheitlichen Zustand in Neuchâtel. Friedrich Walloths Rolle im Genfer Arbeiterverein ist noch unerforscht. Die Stimmung im Verein war nicht unbedingt zugunsten Carl Vogts, Walloth

Zigeunern abstammen mochte, vortrefflich Geige spielte und ein ausgezeichnetes, altes Instrument besaß, und einige Schneider, die teils unter ihm, teils unter Wittich<sup>96</sup> in Baden gekämpft hatten. Die Schneider arbeiteten zusammen, und während die anderen nähten und bügelten, mußte einer von der Gesellschaft vorlesen. Oft entstanden heftige Debatten, und meist wurde Fritz als Schiedsrichter aufgerufen.

---

scheint aber ausgleichend gewirkt zu haben. Der aus Barmen stammende Dichter Carl Siebel (1836-1868) informierte im März 1860 seinen entfernten Verwandten Friedrich Engels u.a. darüber, dass der Buchbindergeselle *Ranickel* durch Friedrich Walloth dazu bewegt worden sei, seine anfangs radikale Gegnerschaft zu Carl Vogt aufzugeben und in eine vorbehaltlose Anhängerschaft umzuwandeln. Als Ranickel in die Schweiz gekommen sei, habe er sich „als Hauptantipode von Vogt“ gezeigt. Er soll gesagt haben: „Wenn der Kerl kommt, ich erwürge ihn!“ Diese Haltung änderte sich aber, denn, so fährt Siebel fort, „durch Wallot, Flüchtling aus den 30<sup>er</sup> Jahren, Jugendfreund Vogt's (Vogt war auf dem Gießener Gymnasium als Wallot auf dortiger Universität war) wurde Ranickel bei Vogt eingeführt und seit der Zeit Vogts Arschkriecher und Adjutant.“ – Carl Siebel an Friedrich Engels in Manchester. Paris, Donnerstag, 22. März 1860, in: Karl Marx, Friedrich Engels. *Gesamtausgabe*. Abt. 3. Briefwechsel. Bd. 10. Briefwechsel September 1859 bis Mai 1860. Bearb. v. Galina Golovina. Berlin: Akademie Verlag, 2000. S. 409-411; hier S. 411.

- 96 Die Schreibung des Namens ist unkorrekt. Gemeint ist August Willich (1810-1878), ehemaliger preußischer Leutnant auf der Insel Rügen. Er wurde teils wegen seiner politischen Gesinnung, teils wegen seines roten Kopf- und Barthaars „der Rote“ genannt. Wegen Teilnahme am Badischen Aufstand wurde ihm später eine Zuchthausstrafe von 6 Jahren zuerkannt. Beim Ausbruch der Revolution in der Pfalz eilte er dorthin und wurde Kommandant der Freischaren und Volkswehr, die die Festung Landau belagerten. Nach der Niederschlagung des Aufstandes flüchtete er in die Schweiz. Laut Carl Siebel tauchten Ranickel und Willich zu einem nicht genau bezeichneten Datum gemeinsam in Genf auf. Willich wurde vom Assisengericht der Pfalz in Zweibrücken am 31. 10.1851 zum Tode verurteilt. Die Liste der gegen ihn erhobenen Anklagepunkte war lang. Er habe sich des Hoch- und Staatsverrates dadurch schuldig gemacht, „daß er Militärkommissar in Neustadt und dort einquartiert war, von dem Kantonalausschuß daselbst 500 Gulden, von der provisorischen Regierung am 24. Mai und 3. Juni 1000 Gulden empfang, Kommandant der Freischaren und Volkswehr war, die Landau umlagerten, so genannten renitenten Beamten mit „Hängenlassen“ drohte, die Eintreibung des Zwangsanlehens persönlich und unter Androhung des Standrechtes unterstützte und so namentlich in Annweiler 2650 Gulden erpreßte, Exekutionszüge in sogenannte renitenten Gemeinden schickte, die Steuererhebung betrieb, Pferde rautete, die Brunnenleitung von Nußdorf nach Landau abgraben ließ, zur Behinderung des Einbringens von Lebensmitteln in diese Festung Befehl gab, alle Transporte etc. wegzunehmen und den Auffängern die Hälfte derselben als Lohn zusicherte, Vollmacht zur Beraubung der Steuerkassen erteilte, Verhaftungen vornehmen ließ, namentlich auch die des Zeugen Mehrlein, über welchen er ein Kriegsgesicht niedersetzte, Requisitionen aller Art erließ und Befehl zu dem Gefechte bei Rinthal gab.“ – *Anklage-Akte, errichtet durch die K. General-Staatsprokuratur der Pfalz [...] vom 29. Juni 1850 [...] wegen bewaffneter Rebellion gegen die bewaffnete Macht, Hoch- und Staatsverraths etc.* Zweibrücken: Ritter, 1850, S. 67. – Laut einem Pressebericht im *Österreichischen Zuschauer* stand er um 1850 an der Spitze des allgemeinen kommunistischen Bundes in London, wo er auch als Mitglied des Zentralkomitees für die europäische Republik agierte. – Vgl. „Die deutschen politischen Flüchtlinge im Auslande“, in: *Der Oesterreichische Zuschauer. Politisch-literarisches Wochenblatt*, Nr. 101 (17.12.1851), S. 1606-1610; hier S. 1609 f. – Willich wanderte 1853 in die Vereinigten Staaten aus.

Obleich Fritz nicht ein Wort über seine Lage verlor, sah ich doch sofort, wo meinen Kameraden der Schuh drückte. Ich fing also meinerseits an zu klagen über gehäuften Arbeit, was auch vollkommen richtig war, und bat ihn, sich für mich um einen Sekretär umzutun, der beider Sprachen mächtig sei. Fritz meinte, er könne das wohl selbst besorgen, aus Freundschaft, was ich selbstverständlich nicht annahm. Er arbeitete nun den ganzen Tag bei mir in der warmen Stube, statt bei den Schneidern zu sitzen, versorgte diese aber treulich mit Lesestoff aus meiner Bibliothek. Unglaublich, was diese Leute alles zu bewältigen suchten, sogar spezielle Fachschriften in Zoologie und Geologie.

Ich bearbeitete damals mein, während zweier Jahre in Nizza<sup>97</sup> gesammeltes Studienmaterial und bedurfte eines geschickten Lithographen, der auch den Farbendruck zu handhaben wusste.

Ich hatte das Glück einen solchen zu finden, einen Deutschen, der aber aus politischen Gründen, wie er sagte, einen französischen Namen trug und im Beisein ihm unbekannter Personen nur englisch sprach.<sup>98</sup> Der Mensch war ein

---

97 Carl Vogt hatte sich vom November 1850 bis zum Mai 1852 in Nizza aufgehalten und die dort gesammelten Forschungsergebnisse am 27. Mai und 24. Juni 1853 in der Section des Sciences naturelles et mathématiques de l'Institut Genevois vorgetragen. Die entsprechende Publikation, von der hier die Rede ist, erschien 1854 unter dem Titel *Recherches sur Les Animaux Inférieurs de la Méditerranée. Premier Mémoire, sur les Siphonophores de la mer de Nice*. Die von Nugent [alias Julien Cherval, alias Joseph Krämer] angefertigten Abbildungstafeln finden sich am Ende des Bandes.

98 An dieser Stelle weist die scheinbar harmlose belletristische Erzählung Vogts einen politischen Subtext auf, der mit der Kontroverse zwischen Carl Vogt und Karl Marx von 1859/1860 in Verbindung zu bringen ist, die in gegenseitigen Diffamierungskampagnen gipfelte. Die Art, wie Vogt in „Mein Freund Fritz“ sein Verhältnis zu Julien Cherval darstellt, lässt sich nämlich auch als Versuch Vogts interpretieren, seine Position von 1859/1860 nachträglich zu bestätigen bzw. zu verfestigen. Da die äußerst komplexen Zusammenhänge hier nicht aufgerollt werden können, sei stellvertretend auf die einschlägigen Publikationen des Historikers und Experten für die Paulskirchenlinke Christian Jansen hingewiesen, insbesondere: Christian Jansen, *Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867*, Düsseldorf: Droste, 2000; zum Vorwurf der Agententätigkeit Vogts für Napoleon III. cf. S. 141-145. Ferner: Christian Jansen, „Politischer Streit mit harten Bandagen. Zur brieflichen Kommunikation unter den emigrierten Achtundvierzigern – unter besonderer Berücksichtigung der Kontroverse zwischen Marx und Vogt“, in: Jürgen Herres, Manfred Neuhaus (Hgg.), *Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Briefkultur der politischen Oppositionsbewegungen und frühen Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert*, Berlin: Akademie Verlag, 2002, S. 49-100. – Über die Rolle Nugents in Genf gibt ein Brief Auskunft, der in der Auseinandersetzung zwischen Marx und Vogt eine Rolle spielte und dessen Verfasser jener Johann Philipp Becker war, dem der Leser bereits in der Person des vorgesezten Generals Friedrich Walloths während des badischen Aufstandes und der militärischen Niederlage an der Murg 1849 begegnet ist. Becker, der sich inzwischen politisch an Marx angeschlossen hatte, hielt sich während der in der Novelle „Mein Freund Fritz“ von Vogt erzählten Ereignisse um den Lithographen Nugent in Genf auf. Er schreibt unter dem Datum 20. März 1860 an einen Bekannten namens Georg Friedrich Rheinländer: „[...] Nun also zu *Kremer* vulgo *Cherval*. Dieser politisch-soziale und gemeine Gauner kam im Jahr 1853 nach Genf und zwar unter dem Namen Nugent als Engländer. Es war dies der Geschlechtsname seiner angeblichen Frau, die ihn begleitete und eine wirkliche Engländerin ist. Er spricht geläufig englisch wie fran-

---

zösisch, vermied lange Zeit deutsch zu reden, da ihm alles daran gelegen zu sein schien für einen Stockengländer gehalten zu werden. Als geschickter Litho- und Chromograph führte er, wie er sich rühmte, letztere Kunst in Genf ein. Im Umgange ist er gewandt, weiß gut sich geltend zu machen und vorteilhaft vorzustellen. Für Zeichnungen naturhistorischer und antiker Gegenstände fand er bei Professoren der Academie bald hinreichend Beschäftigung. In der ersten Zeit lebte er sehr zurückgezogen, suchte später seinen Umgang fast ausschließlich im Kreise der französischen und italienischen Flüchtlingsschaft. Ich gründete damals ein office de renseignements und ein Tagblatt: ‚Le Messenger du Léman‘, hatte als Mitarbeiter einen badischen Flüchtling Namens Stecher, früher Vorsteher einer Realschule. Es hatte derselbe ein besonderes Zeichentalent und er trachtete zu besserm Fortkommen sich in der Chromographie auszubilden; er fand an dem Engländer Nugent seinen Lehrmeister. Stecher erzählte mir sehr oft die schönsten Dinge von dem geschickten, freundlichen und freigebigen Engländer und von der angenehmen graciösen Engländerin. Stecher war nun auch noch Gesanglehrer im Arbeiter-Bildungs-Verein, brachte gelegentlich seinen Lehrmeister Nugent dahin, wo ich das Vergnügen seiner ersten Bekanntschaft hatte, und wo er sich herabließ deutsch zu reden und zwar so geläufig in niederrheinischer Mundart, daß ich zu ihm sagte: ‚Sie sind aber Ihrer Lebtage kein Engländer.‘ Er bestand aber dennoch darauf, indem er erklärte, seine Eltern hätten ihn in früher Jugend nach Bonn in eine Erziehungsanstalt gethan, wo er bis zum 18ten Jahre verweilt und sich die dortige Mundart angewöhnt habe. Stecher, der bis auf die letzte Zeit von dem ‚netten‘ Mann entzückt war, half ihm noch an den Engländer glauben zu machen. Mich machte dagegen dieser Vorgang gegen den angeblichen Sohn Albion’s sehr mißtrauisch und ich mahnte im Kreise des Vereins zur Vorsicht. Später traf ich den Engländer in Gesellschaft französischer Flüchtlinge und kam grade dazu, als er sich seiner Heldenthaten bei Pariser Aufständen rühmte. Es war dies das erste Mal, daß ich sah, daß er sich auch mit Politik beschäftige. Dies machte mir ihn noch mehr verdächtig, ich persiflirte seinen ‚Löwenmuth‘, mit dem er gefochten haben wollte, um ihm Gelegenheit zu geben denselben nun auch mir gegenüber Angesichts der Franzosen zu behaupten; da er aber meinen beißenden Spott nur mit Hundemuth hinnahm, wurde er mir nun auch verächtlich. Von nun an ging er mir völlig aus dem Wege, wo er konnte. Inzwischen veranstaltete er mit Hilfe Stecher’s Tanzabende im Schooß des deutschen Arbeitervereins, indem sie unentgeltlich noch einige musikalische Kräfte, einen Italiener, einen Schweizer und einen Franzosen hinzuzogen. Auf diesen Bällen traf ich denn den Engländer als wahren maître de plaisir wieder und ganz vollständig in seinem Elemente; denn sich toll lustig zu machen und den Damen zu gefallen stand ihm besser als sein Löwenmuth. Im Arbeiterverein trieb er jedoch keine Politik, hier hat er nur gehüpft und gesprungen, gelacht, getrunken und gesungen. Indessen erfuhr ich aber von dem Goldarbeiter Fritz aus Württemberg, daß ‚der gründlich revolutionaire Engländer‘ einen Bund gegründet habe, der aus ihm (Fritz), noch einem Deutschen, mehreren Italienern und Franzosen, zusammen etwa aus 7 Mitgliedern, bestehe. Ich beschwor Fritz sich mit diesem politischen Seiltänzer doch in keine ernstlichen Dinge einzulassen und sofort auszutreten und die Mitgenossen ebenfalls dazu zu veranlassen. Einige Zeit nachher sandte mir mein Buchhändler eine Brochüre von Marx über den Communistenprozeß in Köln, worin Cherval als Kremer scharf gezeichnet und als Gauner und Verräther hart mitgenommen wurde. Gleich schöpfte ich nun Verdacht Nugent möchte der Cherval sein, besonders weil er nach dieser Schrift vom Rhein war, was seiner Mundart entsprach, und mit einer Engländerin lebte, was ebenfalls übereinstimmte. Ich theilte meine Vermuthung sofort Stecher, Fritz und andern mit und ließ die Brochüre zu diesem Behufe circuliren. Das Mißtrauen gegen Nugent griff rasch um sich; *die Marx’sche Schrift that ihre Wirkung*. Fritz kam alsbald zu mir erklärend, daß er aus dem ‚Bündchen‘ getreten sei und daß die Uebrigen seinem Beispiel folgen würden. Er offenbarte mir auch den geheimen Zweck desselben. Der ‚Engländer‘ habe durch Reproduction von Staatspapieren den Credit der Staaten vernichten und mit dem dabei zu gewinnenden Gelde eine Europäische Revolution in’s Werk setzen wollen

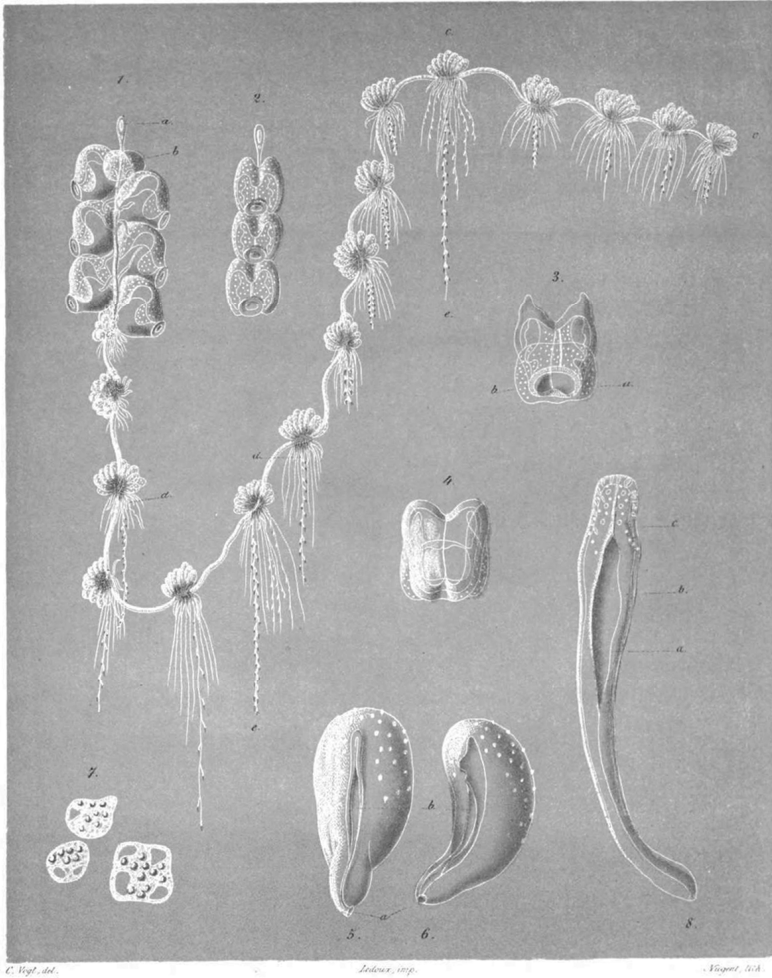
wahrer Künstler in seinem Fache und arbeitete mit großem Fleiße, wenn auch sprungweise. Ich hatte für die Herstellung meiner Tafeln häufige Besprechungen mit ihm, aber meist nur in dem Atelier, wo er arbeitete. Er zeigte eine entschiedene Scheu, in meine Wohnung zu kommen, und wenn er doch kommen musste, suchte er immer die Stunde unmittelbar vor meinem Weggange zum Essen zu wählen, wo er wusste, dass er weder Fritz noch andere antreffen würde.

Ich speiste mit einigen Bekannten in dem Erdgeschosse desselben Hauses, dessen oberen Stock ich bewohnte. Eines Tages hatte ich mit Fritz länger als gewöhnlich gearbeitet. Der Lithograph trat ein; Fritz zog sich, ein Liedchen pfeifend, in einen Winkel zurück. Das tat er immer, wenn ihm etwas Unangenehmes aufstieß. Während ich mit dem Lithographen eine neue Tafel besprach, stürmte einer der Tischgenossen, Layette,<sup>99</sup> ein Pariser Advokat, die Treppe herauf mit dem Rufe: „Wo bleiben Sie? die Suppe wird kalt!“ in mein Zimmer. Bei seinem Anblicke fuhr der Lithograph zusammen, wurde blaß, und das Knistern des Blattes, das er in der Hand hielt, verriet sein Zittern. Layette stutzte, sah den Mann durchdringend an, und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, sagte: „Ich will nicht stören, aber man erwartet Sie!“ und rannte fort. Der Lithograph, sehr verlegen und offenbar mühsam nach Fassung ringend, empfahl sich. Fritz nahm den Hut mit den Worten: „In einer Stunde komme ich wieder!“

---

u.s.w. Um dieselbe Zeit hielt ein Herr Laya, ein französischer Flüchtling, früher Advokat in Paris, Vorlesungen über Socialismus. Nugent besuchte dieselben; Laya, der in seinem Prozesse in Paris sein Vertheidiger war, erkannte ihn als Cherval, was er ihm auch selbst erklärte. Nugent bat inständig, man möge ihn doch nicht verrathen. Ich erfuhr diesen Thatbestand von einem französischen Flüchtling, Freund Laya's, und machte sofort allenthalben Mittheilung. Nugent hatte die Frechheit nochmals in den Arbeiterverein zu kommen, wo er als deutscher Kremer und französischer Cherval entlarvt und ausgejagt wurde. Ranickel aus Bingen soll in dieser Affaire am heftigsten auf ihn losgestürmt sein. Die Genfer Polizei wollte ihm nun noch zum Ueberflusse wegen des Bündchens auf den Leib rücken, allein der Staatspapierenfabrikant war spurlos verschwunden. In Paris beschäftigte sich derselbe mit Porcellan-Decoration und da ich mich hier ebenfalls mit dem Zweige befaßte, so begegneten wir uns auf dem Wege der Geschäfte. Ich fand jedoch in ihm noch den gleichen leichtfertigen, unverbesserlichen Windbeutel.“ Marx/Engels *Gesamtausgabe* Bd 2 I/18, bearb.v. Karl-Heinz Leidigkeit. Berlin: Dietz, 1984, S. 90-92 <https://books.google.de/books?id=uvUT5Ys5oNoC&pg=RA1-PA5&dq=#v=onepage&q&f=false>

99 Carl Vogt verschleiert gezielt die wahre Identität der von ihm als „Layette“ bezeichneten Person. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um den französischen Advokaten, Schriftsteller und Journalisten Alexandre Laya (1809-1883), Gründer der *Revue parlementaire* und Chefredakteur des Journals *l'Ordre*. Laya wurde von James Fazy am 3. Juni 1853 zum Professor für römisches Recht an der Genfer Akademie berufen, wurde aber bereits am 13. Dezember desselben Jahres wieder entlassen.



*Agalma punctata*. C. Vogt.

Abb. 7: „*Agalma punctata* C. Vogt“, Lithographie von Nugent (alias Cherval, alias Krämer), nach einer Zeichnung von Carl Vogt. Aus: Carl Vogt, *Recherches sur Les Animaux Inférieurs de la Méditerranée. Premier Mémoire, sur les Siphonophores de la mer de Nice*. Genf 1854, Bd. 1, Tafel 12.

Bei Tische fragte Layette nach dem Namen des Lithographen. Ich nannte ihn. Layette schüttelte den Kopf: „So hieß er nicht! Aber ich muß den Menschen schon irgendwo gesehen haben!“ Es gelang ihm nicht, seinen Erinnerungen einen festen Halt zu geben.

Abends kam Fritz. „Was hast denn du mit dem Menschen zu tun?“ „Du siehst ja, er macht Tafeln zu der Abhandlung, die du geschrieben hast!“ - „Weiter nichts? Kennst du ihn?“ „Nicht anders. Er wurde mir von dem Lithographen X. empfohlen, und er arbeitet in der Tat sehr gut!“ - „Das glaube ich schon. Er ist sehr geschickt. Ich glaube, er kann auch falsche Banknoten machen!“ - „Warum nicht gar? Diese Seite seiner Tätigkeit ist mir unbekannt.“ „Hat er dir nicht von Sozialismus gesprochen?“ - „Kein Wort! Er sagte mir, er sei Flüchtling und suche Arbeit.“ „Ich fürchte, der Mensch führt Schlimmes im Schilde. Die Schneider haben mir gesagt, er predige eine neue, revolutionäre Theorie. Die Tyrannen müßten durch den Ruin ihres Kredites gestürzt werden. Zu diesem Zwecke müßten falsche Banknoten in großer Menge hergestellt und in Umlauf gesetzt werden. Er soll sogar schon einige Emissäre zur Verteilung französischer, von ihm angefertigter Noten angeworben haben. Bei den Schneidern hat er darum angeklopft, bis jetzt aber kein Gehör gefunden.“ - „Sie sollten doch scheinbar darauf eingehen, damit man genau wissen kann, was vorgeht.“ „Das habe ich ihnen auch gesagt, aber sie sind fuchswild und möchten lieber den Kerl, der offenbar ein Agent provocateur ist in die Rhone werfen.“ „Wenn er schwimmen kann, wird er sich an das andere Ufer retten.“ „Sie werden ihm das große Bügeleisen an den Hals hängen,“ sagte Fritz lachend.

„Ich habe meinen Mann,“ sagte Layette am andern Tage. „Er war Zeuge in dem letzten Sozialistenprozeß gegen einen Angeklagten, den ich verteidigte. Er ist ein Deutscher aus der Rheinprovinz. Ich erinnere mich jetzt ganz genau. Er hat in einem Sozialistenprozeß, wenn ich nicht irre, in Köln, eine sehr verdächtige Rolle gespielt. Unsere Angeklagten spien ihn an. Aber wie kommt er hierher? Er wurde doch zu acht Jahren Gefängnis verurteilt! Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Die anderen sitzen, und dieser Kronzeuge treibt sich hier herum!“

Die Sache klärte sich nach und nach auf. Mein Lithograph war Agent provocateur, früher in Diensten der preußischen, dann in denen der französischen Regierung; vielleicht diente er noch beiden.

Die Genfer Polizei wurde benachrichtigt. Aber sie kam zu spät. Der Fuchs hatte Wind bekommen und war verduftet. Man fand in seiner Wohnung ein halbes Dutzend zur Fertigung französischer Banknoten benutzter Steine. Man erfuhr später, dass Namen und Signalement der Emissäre der französischen Polizei schon mitgeteilt waren. Die verführten Fanatiker wären über der Grenze sofort dingfest gemacht und als Falschmünzer verurteilt worden.

Ich war leider der einzige, der bei der Geschichte zu Schaden kam, indem ich einen wirklich äußerst geschickten Künstler verlor.<sup>100</sup>

---

100 Eine in polemischer Absicht gegen Karl Marx verfasste Variante dieser Geschichte aus der Feder Carl Vogts findet sich bereits in dessen 1859 im Selbstverlag in Genf herausgegebenen Schrift *Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung*, S. 173-176: „[In Genf] nannte er sich Nugent, hatte gute Pässe und Papiere und Empfehlungen an alle Bekannte von *Marx* und *Comp.*, von welchen Herr *Nugent* bald unzertrennlich war. Seine Wohnung schlug er bei der Familie eines Correspondenten der *Allg. Zeitung* auf. Mir wurde er als geschickter

Die Pension in dem von mir bewohnten Hause in der Stadt ging ein, und das Logis wurde dadurch unbehaglich. Ich selbst dachte ernstlich daran, eine Familie zu gründen, und erwog das Anerbieten einiger Freunde, ihr in der Nähe der Stadt gelegenes Landhaus, das den charakteristischen Namen *Sous-terre*<sup>101</sup> trug, zu mieten und einstweilen für meine zukünftige Frau einzurichten.

---

Lithograph empfohlen, was er in der That war, und da ich damals eine grössere Abhandlung mit Tafeln im Farbendruck veröffentlichte, so beschäftigte ich ihn hiefür, ohne eine Ahnung von seinem sonstigen Treiben zu haben. Eines Tages war ich mit ihm in meinem Cabinet beschäftigt. Ein Bekannter trat ein; *Nugent* zuckte bei seinem Anblicke zusammen, brach das Gespräch sichtlich betreten ab und empfahl sich. ‚Wie heisst der Mensch? Fragte der eben eingetretene. *Nugent*, Lithograph! ‚Er heisst *Cherval*,‘ antwortete Jener, ‚ich kenne ihn, er ist im Communistenprocesse zu 8 Jahren verurtheilt worden.‘ ‚Wenn das ist,‘ antwortete ich, ‚so sagen Sie es nicht weiter und gönnen Sie ihm seine Flucht und seinen Aufenthalt hier.‘ ‚Das will ich schon,‘ entgegnete mein Bekannter, ‚aber ich hege den Verdacht gegen ihn, dass er ein Agent provocateur ist, Einer seiner Mitgefangenen hat es mir gesagt. Ich bitte Sie, vorsichtig mit dem Menschen zu sein. Der ist nicht in guten Absichten hier.‘ Das war in der That richtig. *Nugent*, wie sich bald herausstellte, hies ursprünglich *Krämer*, war aus der Rheinprovinz und früher wegen Verfertigung falscher Thalerscheine verfolgt worden. In London war er nach Spielung einiger Rührszenen in den communistischen Geheimbund aufgenommen worden, hatte dort, sowie in Paris seine Rolle gespielt und war in Genf ausser mit Lithographie auch mit Stiftung einer geheimen Gesellschaft beschäftigt. Die Statuten dieser Gesellschaft waren von *Cherval* authographirt, das Comité von ihm gebildet und einige weniger einsichtige sonst brave Arbeiter in das Vertrauen gezogen. *Cherval-Nugent* präsidirte, führte Protokolle und die Correspondenz mit London. Unter den Mitgliedern befand sich ein affiliirter der Marx’schen Clique, den Jedermann als einen verdächtigen Sendling deutscher Polizeien bezeichnete. Zweck der Gesellschaft war (er ist so ausdrücklich in den von *Nugent* authographirten Statuten ausgesprochen): Bekämpfung des Despotismus durch seine eigenen Mittel und zwar durch massenhafte Fabrizierung falscher Banknoten und Tresorscheine, durch deren Ausgabe der Credit der Despoten untergraben und ihre Finanzen ruiniert werden sollen. Schon waren verschiedene Steine und Kupferplatten von *Nugent* selbst zu diesem Zwecke gravirt, schon waren die leichtgläubigen Mitglieder des Geheimbundes bestimmt, die mit Paketen dieser falschen Banknoten nach Frankreich, der Schweiz und Deutschland gehen sollten; aber schon waren auch die Denunziationen an die Polizei erfolgt und einstweilen in dieselben schändlicher Weise die Arbeitervereine hineingebracht, die nicht im Entferntesten auch nur die geringste Ahnung von der Bildung und dem Treiben dieser Gesellschaft hatten. Glücklicher Weise wurde *Cherval* zur richtigen Zeit entlarvt und entschwand aus Genf, um nach wenigen Wochen in Paris wieder aufzutauchen, wo er sich durchaus nicht verbar, sondern öffentlich wie jeder andere Bürger lebte, noch stets fort mit den zurüchgebliebenen Marx’schen Affiliirten in Genf correspondirte und später auch diese wieder nach Paris an sich zog.“

- 101 Der Umzug Carl Vogts von der Stadtwohnung in die „Campagne Sous-Terre à St Jean près Genève“, - so der Absender eines Briefes an Alexander Herzen vom 1. März 1854, - erfolgte im Winter 1853/54. In dem genannten Brief theilte Vogt seinem Freund mit, dass ihm das Leben in der Stadt beschwerlich gefallen sei und dass er kurz entschlossen seine Zelte auf dem Lande aufgeschlagen habe. Er habe die Gelegenheit beim Schopfe gepackt und sei „trotz der Kälte, dem schrecklichen Wind und der zugefrorenen Rhône“ umgezogen. Das Anwesen war, so führt Vogt in seinem Brief weiter aus, im Besitze seines Kollegen François Isaac Mayor, Doktor der Chirurgie und Professor für Anatomie und Physiologie, sowie des aus Paris stammenden Mediziners Jean-Henry Duchosal. Die Jahresmiete betrage 800 fr., gerade so viel, wie er für seine Zweizimmer-Wohnung in der



Es war ein stilles, lauschiges Plätzchen. Ein altes Haus in einem schönen Garten, der sich an dem Rhoneufer hinzog und mit einem Weinberg endigte, welcher sich bis zum Zusammenflusse der Rhone und der Arve erstreckte.

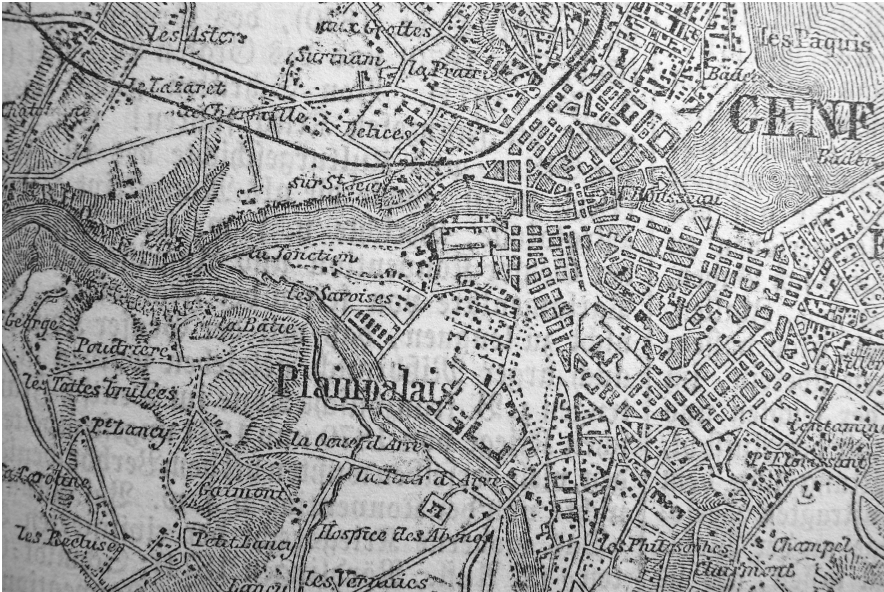


Abb. 8: Genfer Stadtteil Plainpalais, „Topographische Lage von Genf“ (Ausschnitt), aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon, 13. Aufl., Leipzig 1884, 7. Bd., S. 767. Foto privat.

Hohe, aus zusammengebackenen Kiesschichten gebildete, senkrechte Felswände schützten Sous-terre<sup>102</sup> vor dem kalten Nordost, der sogenannten Brise, so gut, dass an der Felswand sogar Feigenbäume gediehen, die einen reichen Ertrag

---

Stadt einschließlich der Kammer Walloths bezahlt hatte. Es sei nahe genug bei der Stadt gelegen, um seinen beruflichen Aufgaben bequem nachkommen zu können, aber auch abgelegen genug, um lästige Besucher fernzuhalten. Die Aussicht sei herrlich: „Im Vordergrund die Rhone, etwas weiter die Stadt und der Ausfluss der Rhone, im Hintergrund die Berge, der Voirons, der Salève, der Mont Blanc, der Môle, und das ganze Tal von Sixt.“ Das Haus liege windgeschützt und sei nach Süden ausgerichtet, so dass er von Licht förmlich überflutet sei. Außerdem sei das Haus sehr geräumig, sechs Zimmer, in die er, sein Sekretär und Freund Walloth und ein Mädchen für alles, das sich um den Haushalt kümmere, sich teilten. Bislang habe er seinen Entschluss nicht bereut, Nachteile ergäben sich vielleicht später, er habe aber noch keine erkennen können. – Vgl. Marc Vuilleumier, *Autour d'Alexandre Herzen. Documents inédits*. Genf: Droz, 1973, S. 131. Herzen lernte Walloth später auch persönlich in Genf kennen. In einer Fußnote zu Walloth vermerkt der Herausgeber des Briefes Marc Vuilleumier, dass Walloth nicht nur als Sekretär, sondern auch als Präparator für Vogt tätig gewesen sei.

102 Das Anwesen, das von Carl Vogts Sohn William „Souterre“ genannt wird, wurde von Carl Vogt 1858 käuflich erworben. - Vgl. William Vogt, *La vie d'un homme. Carl Vogt*, Paris: Schleicher, Stuttgart: Nägele, 1896, S. 94. – Für den Erwerb ließ ihm Alexander Herzen eine Summe von 6000 fr.

lieferten. Über die wunderbar blaue Rhone und die Stadt hinweg schweifte der Blick auf die Vorberge und den Montblanc mit seiner Umgebung. An dem Ufer des Flusses hatten meine Freunde ein geräumiges Becken ausmauern lassen, in welchem künstliche Fischzucht getrieben werden sollte, und das reichliche Material zu mikroskopischen Untersuchungen an niederen Tieren bot, die in den Wasserpflanzen des Beckens wimmelten. Freilich hatte Sous-terre auch seine Schattenseiten. Die Zugänge waren unter aller Kritik; ein entsetzlich steiler Fahrweg führte von der Höhe herab, und da die Festungswerke von Genf damals noch nicht vollständig niedergelegt waren, musste man im Wagen einen weiten Umweg machen, um zu dem einzigen Tore des auf der rechten Seite des Flusses gelegenen Teiles der Stadt zu gelangen. Ein einsamer Fußweg führte zu einem näher gelegenen Ausfallpförtchen, durch welches ich immerhin einer halben Stunde bedurfte, um zur Akademie und zum Hörsaal zu gelangen. Die hinterste Ecke des Weinberges, gerade an dem Zusammenflusse von Rhone und Arve, war ein wüstes Trümmerfeld von Blöcken und Geröll, das von Felswänden abgestürzt und von Ottern, Vipern und Vipernattern in großer Zahl bewohnt war. Zuweilen wagten sich diese unheimlichen Gäste bis in den Garten und selbst bis in das Haus hinein. Wir fanden eines Tages im Keller ein Nest von fünf jungen Vipern, deren Mutter wir einige Tage vorher im Garten getötet hatten. Das Haus war freilich mehrere Jahre lang unbewohnt gewesen, und nachdem wir uns heimisch darin gemacht hatten, blieben die Vipern vorsichtig in ihren Schlupfwinkeln unter den Blöcken des Trümmerfeldes in geziemender Entfernung.

„Du solltest Sous-terre mieten,“ meinte Fritz. „Dann muß ich erst heiraten,“ antwortete ich, „und so weit sind wir noch nicht, meine Braut und ich. Meinst du, ich solle draußen wohnen und zum Essen in die Stadt laufen?“ - „Warum nicht gar! Ich werde dir die Haushaltung führen. Du sollst um weiter nichts zu sorgen haben, als um das Geld zur Bestreitung der Kosten. Ich habe schon alles berechnet und gefunden, daß wir besser leben und weniger brauchen werden als jetzt.“ „Wenn du die Sache unternehmen willst, ist es mir schon recht. Aber ich stimme nur unter der Bedingung zu, daß du alle Schererei mit Dienstboten, Küche und Keller übernimmst.“ „Das will ich schon, wenn du mir freie Hand lassen willst?“ „Versteht sich von selbst.“

Es ging vortrefflich. Fritz mietete ein Mädchen für alles, kaufte Möbel und Küchengerät und beaufsichtigte die ganze Wirtschaft bis in die geringsten Einzelheiten. Nur über das Menu hatten wir zuweilen Debatten. Er hatte eine unbegrenzte Vorliebe für gesottenes Rindfleisch, das er täglich auf dem Tische haben wollte, wogegen ich entschiedenen Protest einlegte.



*Abb. 9: Karl Vogt, Lithographie nach Biows Lichtbild, Zeichnung Valentin Schertle, Druck Ed. Gust. May, in: Die Männer des Deutschen Volkes, Frankfurt am Main 1848. Aus: Rainer Koch (Hg.), Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Ein Handlexikon der Abgeordneten der deutschen verfassungsgebenden Reichs-Versammlung, Kelkheim 1989, S. 414.*

Ich suchte ihn durch Brillat-Savarins<sup>103</sup> klassisches Buch zu belehren, der seine Meinung dahin formuliert, dass man entweder gute Suppe und schlechtes Kochfleisch, oder gutes Kochfleisch und schlechte Suppe, aber nie beide gleich gut haben könnte.

Ich musste endlich einen Machtbefehl erlassen, wonach nur einmal in der Woche Suppenfleisch aufgetischt werden sollte. Aber Fritz ließ sich heimlich fast täglich welches kochen und verzehrte es abends kalt, denn er war ein Mann von Grundsätzen. Einer dieser Grundsätze aber ging dahin, dass nur Rindfleisch und Brot ernährten, anderes Fleisch und Geflügel nur den Gaumen kitzelten, Mehlspeisen fett machten, und Gemüse und Früchte nur zwecklos den Magen füllten.

---

103 Wie so oft verbergen sich hinter scheinbar bloß hingeworfenen, amüsanten Bemerkungen Vogts komplexe Diskursfelder, denen nachzuspüren sich lohnt. So auch im Falle des Kochbuches von Brillat-Savarin. Im Herbst 1854 kam der Braunschweiger Verleger Friedrich Vieweg nach Genf, um mit Vogt editorische Fragen zu besprechen. Ein von Vogt zehn Jahre später veröffentlichter Brief an seinen Verleger gibt Auskunft über dieses Treffen. Nach getaner Arbeit führt Vogt seinen Gast in ein Restaurant und entpuppt sich dabei als ausgesprochener Gourmet und als ein in der kulinarischen Rede gewandter Virtuose. Der Brief an Vieweg steht anstelle eines Vorwortes in der von Carl Vogt veröffentlichten Schrift *Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse*. Den Pariser Gastronomen gewidmet von Einem Professor, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Von Brillat-Savarin. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Vogt. Braunschweig: Vieweg, 1865: „Ein kleiner Tisch wurde für uns gedeckt; der krystallhelle Rothwein perlte im Glase, die Coteletten mit hart gerösteter Rinde, blutend und saftig-weich im Innern, strömten ihren kräftigen Duft aus, und wurden so ausgezeichnet befunden, dass wir den Verlust der Schnepfe nicht beklagten, die unterdessen einem andern Spätgaste zur Beute geworden war. Dann erschienen die weissen Trüffeln, kunstgerecht fein gehobelt, deren zarter, ein wenig an Knoblauch erinnernder Duft das Zimmer erfüllte. Die halb grüne Citrone, welche dabei lag, musste ihren Saft bis auf den letzten Tropfen liefern und den Essig ersetzen, das feinste grüne Oel aus der Provence seinen Fruchtgeschmack hergeben, und so wurde jener berühmte Salat hergestellt, den Rossini zum ersten Male beim Fürsten von Talleyrand auftischte, und durch welchen der Schwan von Pesaro sich im Reiche des Geschmackes einen ebenso grünen Lorbeerkranz eroberte, wie durch seinen Wilhelm Tell im Reich der Töne. Ein Stück Kräuterkäse aus unserm Nachbarlande Gex und ein trefflicher Calville-Apfel beendeten ein frugales Mahl, dem Ihrer Versicherung zufolge selbst mit Nectar und Ambrosia gesättigte Götter nicht zu widerstehen vermocht hätten. Wir unterhielten uns dabei von der Autorität, nach deren Grundsätzen das leichte Souper angeordnet war. Vor Kurzem erst hatte ich das classische Buch von *Brillat-Severin* wiederholt durchgelesen, mehr wohl zur Uebung der Sprache, in der ich in Genf vortragen musste, als um seinen Inhalt kennen zu lernen, der mir ausserhalb des Kreises meiner Studien zu liegen schien. Aber je mehr ich las, je mehr fühlte ich mich angezogen. Dieser Ton leiser Ironie, die sich hinter schalkhafter Gutmüthigkeit verbirgt, diese feinen Wendungen, die nirgends verletzen und überall das Richtige treffen, diese Freude am Leben, am Genusse, welche durch die pflichtgetreue Arbeit und die ernste Leistung erhöht und getragen wird, diese Mässigung in allem Guten und Schönen, welche den Excess des Genusses verabscheut und den Gleichmuth einer heitern Lebensansicht in alle Verhältnisse überträgt, und dabei die reizende Anmuth der Sprache, die mit dem feinsten Gefühl die richtigen Ausdrücke wählt – wenn Hoffmann, der bekannte französische Feinschmecker und Literat, das Buch ein Göttliches nennt, so hat er wahrlich nicht Unrecht!“

Die Ernährung durch Rindfleisch hinderte ihn indessen nicht, seinen Gaumen zu kitzeln und seinen Magen gelegentlich zwecklos zu füllen.

PHYSIOLOGIE  
DES  
G E S C H M A C K S  
ODER  
PHYSIOLOGISCHE ANLEITUNG  
ZUM  
STUDIUM DER TAFELGENÜSSE.

---

Den Pariser Gastronomen  
gewidmet  
von  
**Einem Professor,**  
Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Von  
**Brillat-Savarin.**

---

Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen  
von  
**Carl Vogt.**

Sage mir, was Du isst und ich sage Dir, wer Du bist.

---

Braunschweig,  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.  
1865.

*Abb. 10: Titelblatt „Physiologie des Geschmacks“.*

So lebten wir denn gemütlich in Sous-terre fort. Morgens arbeiteten wir, nachmittags hatte ich Kollegien, Freund Fritz beschäftigte sich mit Haus und Garten, und abends sahen wir Freunde bei uns oder gingen jeder seiner Wege. Meine Verheiratung<sup>104</sup> änderte die Lage von Fritz nur insofern, als er mit seinem Takte

---

104 Vogt ehelichte am 26. April 1854 Anna-Maria Michel (1827-1902), die Tochter eines Gastwirthes aus Bönigen. Die Umstände, unter denen Carl Vogt seine spätere Frau kennen

der jungen Frau die Zügel des Hausregiments überließ und ihr nur dann ratend und fördernd zur Seite stand, wenn sie seine Hilfe in Anspruch nahm. Auch das erste Kind änderte nichts in seiner Lage; wir hatten Platz genug im Hause, und er machte keine Ansprüche an die Bedienung, de er selbst sein Zimmer besorgte. Auch hier herrschten die Grundsätze. Der Soldat, meinte er, müsse sich selbst genügen, und die Weibsleute hätten nicht die richtigen Begriffe von Ordnung. Als die Familie sich vermehrte, bezog er ein Zimmerchen in dem Hause des Pächters gegenüber. Sonst aber blieb es beim alten. Er kam zur festgesetzten Stunde zur Arbeit und zu Tische.

„Heute kommt mir alles spanisch vor,“ sagte Fritz, als er zur gewohnten Stunde sich zur Arbeit einfand. „Wieso?“ fragte ich, „ich verstehe dich nicht.“ „Glaub’s gerne. Ich verstehe mich selber nicht und das, was mir gestern begegnet ist, noch weniger.“ „Du siehst, daß ich mit meinen mikroskopischen Beobachtungen, die ich vor dem Essen beenden möchte, noch nicht ganz fertig bin. Wenn du Rätsel aufgeben willst, geh hinüber zu der Frau und den Kindern.<sup>105</sup> Sie erwarten dich ohnedies mit Ungeduld; der fliegende Drache, den du ihnen neulich zusammengepappt hast, ist bei der letzten Auffahrt stark beschädigt worden, und du sollst ihn flicken. Kleistertopf, Pinsel und Papier sind schon bereit. Während du arbeitest, kannst du ihnen die Rätsel aufgeben, damit sie sich stille halten.“

---

lernte, schildert Vogts Freund und politischer Weggefährte Ludwig Simon (1819-1872) in seinen Erinnerungen. Simon entwirft in diesem Zusammenhang ein Doppelpor­trät der beiden Wirtstöchter „Aenneli und Marianneli“, letztere bezeichnet die spätere Ehefrau Vogts: „Aenneli’ und Marianneli’ sind keine regelmäßigen Schönheiten, ich finde aber, daß die Bernertracht chiffonirten Gesichtern weit besser steht als griechischen und römischen Schönheiten. Beide ‚Maidchi’ haben kastanienbraunes Haar, blaue Augen bei zartem frischem Teint, und leise aufgestülpte Näschen. Die Tracht der städtischen Fräuleins verschmähend blieben sie ihrer Landestracht treu. Aber dem Ländlichen derselben wissen sie etwas Feines beizumischen, was den Reiz des Anblicks erhöht. Von schlanker Taille steigt ein knappes Mieder kaum bis zur Hälfte der Brust empor, wo es gewöhnlich mit einem Sammtbände eingefaßt ist. Von da ragt das schneeweiße Hemd bis hinauf zum Halse und läßt Brust und Schultern in ungezwängter Fülle hervortreten. Im Sommer bloße Arme aus weiten kurzen Hemdärmeln. Von der Taille schwillt der faltenreiche Rock tief hinab bis auf den Fuß, den er nur selten, aber, wenn er klein und schön geformt ist, dann um so reizender sehen läßt. Heiter und frisch wie Alpenrosen waren die beiden Mädchen eine wahre Augenweide für Jedermann, der sie sah.“ - Ludwig Simon, *Aus dem Exil*, Gießen: Ricker, 1855. Bd. 1., S. 68. – Die Gastwirtfamilie Michel betrieb damals u.a. die Pension Schumacher, die Carl Vogt dann 1856 aus der Konkursmasse seines Schwagers erwerben, später aber wieder entäußern sollte. – Vgl. zu den Einzelheiten: Peter Michel, „Aus dem Exil. Vor 150 Jahren: Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49 und Reichsregenten des Stuttgarter Rumpfparlaments als politische Flüchtlinge in Bönigen und auf dem Bödeli“, in: Uferschutzverband Thuner- und Brienzensee (Hg.), *Jahrbuch vom Thuner- und Brienzensee* (2001) S. 62-88.

105 Vogts erstes Kind, Charles-Guillaume, kam 1856 auf die Welt. Sein 1857 geborener zweiter Sohn, Auguste-William, starb bereits 1858. 1859 wurde Guillaume, genannt William, und 1860 die Tochter Charlotte-Louise-Sophie geboren. 1864 bekam Vogt noch einmal einen Sohn, Emil.

„Werde nur nicht gleich unwirsch. Es handelt sich um einen Wald, in Spanien, den ich abholzen soll.“

„Mensch, bist du verrückt? Ein Wald in Spanien? Und du sollst ihn abholzen? Willst du Lincoln<sup>106</sup> oder Gladstone<sup>107</sup> werden?“

„Das gerade nicht. Ich habe keine Lust, die Axt selber zu schwingen. Aber ich soll die Arbeiten beaufsichtigen, die Rechnungen führen und die Kasse besorgen. Gute Besoldung, freie Station, Reisegeld hin und zurück, Verpflichtung auf vier Jahre. Das schönste bei der Sache ist, daß ich die Stelle dir verdanke.“

„Mir? Ich weiß kein Wort davon! Ich bin vollkommen unschuldig an spanischen Wäldern und spanischen Dörfern.“

„Es verhält sich aber doch so. Hast du nicht neulich dem Franzosen Layette von mir gesprochen?“

„Dem Schwindler? Ich erinnere mich nicht.“ ...

„Schwindler hin, Schwindler her! Die Entdeckung des Waldes mag problematisch sein. Es ist mir übrigens völlig gleichgültig, ob der Wald wirklich existiert oder nicht, wenn nur der Kassier der Unternehmung bezahlt wird, und dafür werde ich schon sorgen. Also: Du hast neulich mit Layette gesprochen und ihm allerlei Jagdgeschichten von mir erzählt. Ich lasse es dahingestellt, ob die Geschichten sich auf mich beziehen oder ob du sie mir, in Ermangelung eines beliebigen Namens, nur aufgebunden hast - aber so viel ist gewiß, daß sich der Franzose folgendes Raisonement gemacht hat: Fritz ist früher Jäger gewesen, also versteht er etwas vom Wald; Jäger und Förster ist ja fast dasselbe; er hat früher im Elsaß ein Notariat geführt, also ist er rechtskundig und geschäftserfahren; er hat den Ruf eines ehrlichen Menschen; also ist er mein Mann. Er gilt zwar für einen hartnäckigen Querkopf, aber als geborener Deutscher muß er ja einen viereckigen Schädel haben. Übrigens kann er sich den an den alten Eichen des Herzogs von Toreno<sup>108</sup> einrennen, wenn er Lust dazu hat.“

---

106 Abraham Lincoln (1809-1865), Präsident der Vereinigten Staaten. Nach seinem Biographen Max Lange verschmähte der junge Lincoln die Waldarbeit auf dem elterlichen Grundstück in Kentucky nicht und ging „mit der Axt über der Schulter zum Holzfällen“, wenn sein Vater ihn dazu aufforderte. – Max Lange, *Abraham Lincoln der Wiederhersteller der Nordamerikanischen Union, und der große Kampf der Nord- und Südstaaten während der Jahre 1861-1865*. Leipzig: Spamer, 1866, S. 36. – Vermutlich hat Carl Vogt dieses Buch gekannt.

107 William Ewart Gladstone (1809-1898), einer der bedeutendsten britischen Politiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von den Anstrengungen seiner politischen Tätigkeiten als Premierminister pflegte er sich beim Holzfällen in dem Park seines Landsitzes Hawarden Castle zu erholen.

108 Nicht eindeutig identifiziert. Der bekannteste Repräsentant des Grafenhauses war José María Queipo de Llano Ruiz de Saravia, 7. Graf (Conde) von Toreno (1786-1843), ein spanischer Historiker, Politiker und Regierungspräsident Spaniens. Er starb nicht in Asturien, sondern in Paris. Sein Nachfolger war Francisco de Borja Queipo de Llano y Gayoso de los Cobos, 8. Graf von Toreno (1840-1890). Der Palacio de Omaña (Palacio de los Condes de Toreno) befindet sich in Cangas del Narcea, einer Gemeinde in der autonomen Region Asturien, im Norden Spaniens. In der Nähe des Ortes liegt der Naturpark Fuentes del Narcea, Degaña e Ibias, dessen Vegetation sich durch einen großen Eichen-

„Aber ich begreife immer noch nicht ...“

„Du scheinst heute merkwürdig vernagelt. Layette hat also in Spanien einen Wald gekauft“ ...

„Womit denn? Er hat ja keinen Kreuzer! Ich mußte ihm neulich, als er einige Freunde traktieren wollte, zwanzig Franken leihen ...“

„Er hat auch jetzt keinen roten Sou in der Tasche. Aber darin besteht ja gerade die Kunst! Einen Wald kaufen, wenn er das Geld dazu hat, das kann jeder! Layette hat aber ein spezifisches Talent für Aufspürung von alten Geizhalsen, die auf Geldsäcken sitzen, von welchen niemand nichts weiß, und solchen Leuten schwindelt er die Goldfuchse aus den Taschen, daß es eine Freude ist, sie laufen zu sehen. Er hat also eine Gesellschaft zusammengebracht, welche die benötigte Summe bar eingeschossen hat. Der Wald soll in Asturien, etwa fünfzig Kilometer von der Küste entfernt liegen und prachtvolle Bestände von alten Eichen enthalten, die herabgeflößt und dann verschifft werden sollen.“

„Du willst Eichenholz flößen?“ sagte ich. „Das geht nicht! Es sinkt unter wie Blei!“

„Reine Nebensache für mich,“ sagte Fritz. „Was geht das mich an, wenn das Geld der Aktionäre in Gestalt von Eichenholz im Schlamme stecken bleibt? Vorläufig ist so viel zusammen, daß man ein paar Jahre damit wirtschaften und ich während dieser Zeit davon leben kann. Ich habe dabei nichts zu verlieren und kann mir noch ein anständiges Sümmchen von meiner Besoldung ersparen.“

„Wenn du die Sache von dieser Seite betrachtetest, so kann ich dir nicht unrecht geben, wenn du gehst.“

„Ganz gewiß gehe ich. Taschenwörterbuch, Grammatik und Anleitung zur spanischen Konversation habe ich mir schon gekauft. In vierzehn Tagen reise ich. Du wirst sehen, daß ich die Eisenbahnbeamten in Bayonne schon mit „Usted“<sup>109</sup> anrempele. Indes will ich aber deinen Buben ihren Drachen flicken.“

„Du schreibst doch zuweilen, wie es dir in deinem spanischen Walde geht?“

„Na, ob! Das versteht sich von selbst. A propos, ich kann doch meine Geige bei dir lassen?“

„Was du willst. Aber ich meine, du solltest sie lieber mitnehmen. Die Spanierinnen tanzen gern Fandango! Und dann - willst du vier Jahre lang im Walde einsiedeln, ohne dir mit Musik allerlei Gedanken zu vertreiben, die doch kommen könnten?“

Fritz ging<sup>110</sup> und nahm die Geige mit. Von Zeit zu Zeit liefen seltsame Berichte über sein Leben in dem asturischen Walde ein. Er hauste in einem

---

bestand auszeichnet. Insbesondere der 5000 ha umfassende Bosque de Muniellos ist noch heute einer der letzten und ausgedehntesten Eichenurwälder Europas.

109 Spanische Höflichkeitsanrede, wie im Deutschen „Sie“.

110 Laut Herman Haupt begab sich Walloth um das Jahr 1854 nach Asturien, und zwar „als Direktor einer englischen Gesellschaft, die dort die Abholzung der damals noch außerordentlich reichen Waldbestände betrieb. Fernab von aller Kultur lebte er lange Jahre bei glänzenden Einnahmen mit seinen Holzfüllern mitten in der Wildnis, was aber doch seinem abenteuerlustigen Sinne ganz entsprach.“ – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 313.



Schlosse, das der Vater des jetzigen Besitzers, eines Granden, bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode bewohnt hatte. Wall und Graben, über den eine verrostete Zugbrücke führte, umgaben das weitläufige Schloß, das nur von einem Verwalter mit seiner Familie und einigen Knechten bewohnt war. Im Erdgeschosse war der Schweinestall, im Hochparterre hatte sich der Verwalter eingeknistet, und im ersten Stocke wurde Fritz ein großer Saal angewiesen, den der verstorbene Herzog bewohnt hatte und der, nach der Versicherung des Verwalters, noch genau in demselben Zustand war, wie ihn der Grande von Spanien sterbend verlassen hatte. „Ich glaube,“ schrieb Fritz, „daß sie nicht einmal das Bett aufgeschüttelt haben, in dem er als Leiche lag.“ Fenster mit Glasscheiben existierten nicht, die Luken, welche Luft und Licht in den Saal einlassen sollten, konnten nur durch dicke Läden von Holz geschlossen werden. „Bei Regenwetter und Sturm sitze ich bei einer stinkenden, primitiven Öllampe im Dunkeln. Zwei Stühle, ein Rohrsessel, ein wackliger Tisch und eine große Kiste bilden das ganze Ameublement neben dem riesigen Himmelbette, das mit einem Strohsacke gefüllt und mit einigen Wolldecken versehen ist. In der Mitte der einen Langseite befindet sich ein Marmorkamin, in dem man einen ganzen Ochsen braten könnte. Ob es hinlänglich Wärme spenden wird im Winter, ist eine andere Frage; es soll hier recht kalt werden und der Schnee oft wochenlang liegen bleiben. Der alte Herzog ließ sich von dem Verwalter bis zu seinem Tode mit einer grauenhaften Olla potrida füttern, die ich nicht hinunterwürgen konnte, so ranzig war das Öl, das mit schwarzen Bohnen den wesentlichsten Bestandteil des Gebräues bildete. Glücklicherweise hatte ich in Bayonne einen Schinken und einige Würste gekauft, so daß ich es ein paar Tage werde aushalten können. Je ranziger das Fett, desto besser schmeckt es dem Spanier. Hühner, Tauben, Schafe und Ferkel sind in Menge vorhanden, und auch an Wild fehlt es nicht. Ich werde suchen mich einzurichten, wenn mir auch das Rindfleisch abgeht. Aber man muß mit den Wölfen heulen. Der Wein ist gut, bis auf den Pechgeschmack, den er von den Schläuchen bekommt, worin sie ihn aufbewahren.“

Fritz wusste in der Tat sich einzurichten. Er dankte dem Verwalter für die schöne Wohnung, und dieser half ihm beim Auspacken. Als der Geigenkasten zum Vorschein kam, schloss er ihn auf, nahm die Geige heraus, probierte, ob sie nicht verstimmt sei, und spielte eine Tanzweise. Bald hatte sich die ganze Einwohnerschaft des Schlosses versammelt. Der Verwalter holte einen Schlauch vom Besten; man schwelgte und trank, bis Senhor Federigo erklärte, er wolle nun zur Ruhe gehen. Während des Gespräches hatte Fritz erfahren, was er wissen wollte. Einer der Knechte wusste mit Säge und Hobel umzugehen; ein anderer flickte das Schuhwerk. In einem wenige Stunden entfernten Städtchen sei manches zu kaufen. Er schlief am Boden, in seinen Mantel gewickelt.

Am andern Morgen ließ er sich ein Pferd satteln, unter dem Vorwande, den Fluss zu inspizieren. Die Begleitung des Verwalters lehnte er höflich ab. Am Nachmittage kam er zurück, gefolgt von einem Karren, hoch beladen mit einer ganzen Kücheneinrichtung, einem eisernen Bette nebst Zubehör und verschie-

denen Möbeln, von deren Gebrauch der Verwalter keine Ahnung hatte. Diesem sagte er, sein Respekt vor dem Herzog sei zu groß, als dass er sich erkühnen sollte, in dessen Bett zu schlafen, und da er einen schwachen Magen habe und die Olla potrida, trotz ihrer Vortrefflichkeit, nicht vertragen könne, so wolle er sich selbst seine Küche besorgen. Ob sie nicht Butter hätten?

Ja, sie machten zuweilen Butter. Die alte Frau füllte einen Ziegenschlauch, dessen Haare nach innen gedreht waren, zu drei Vierteln mit Milch, setzte sich an das Herdfeuer und wiegte den Schlauch einige Stunden lang auf ihren Knien, wozu sie eine einförmige Melodie sang, die sie wohl ihren Kindern und Enkeln zum Einschläfern gesungen hatte. „Als die Butter endlich fertig war,“ schrieb Fritz, war ich versucht, mit dem Berliner auszurufen: Andermal bringen Sie mich Butter alleene und Haare alleene! Ich ritt auch gleich nach der Stadt und fand glücklich ein Butterfaß, über welches die Familie in solches Entzücken geriet, daß sie alle Milch verbuttert hätten, wenn ich nicht Einhalt geboten hätte.“

Fritz gewöhnte sich allmählich an die Eigenarten der Leute und diese an die seinigen. Er gewann sich einige Freunde in der Umgegend und in dem benachbarten Städtchen, die eine gewisse Ahnung, freilich keine Kenntnis, von Zivilisation und Kultur hatten. Namentlich der Pfarrer eines tief im Walde versteckten Ortes wurde ihm sehr zugetan. Im Gebirge sollten noch Gamsen und Steinböcke vorkommen; jedenfalls fanden sich, sogar in der Nähe des Schlosses, zuweilen Spuren von Bären, und im Winter hörte man allnächtlich die Wölfe heulen. Fritz ritt nur gut bewaffnet in den Wald, um die Arbeiter zu beaufsichtigen, nicht, wie er sagte, der Menschen, sondern der Bestien wegen. Aber er bekam nie einen Wolf zum Schuß, obgleich er mehrere Treibjagden anstellte, zu welchen der Pfarrer sein ganzes Dorf aufgeboten hatte. Der Pfarrer hatte einen speziellen Zorn auf die Wölfe - nicht ohne Ursache. Man hatte eines Tages einen jungen Wolf zum Geschenk gebracht, und Don Girolamo ließ sich die Mühe nicht verdrießen, ihn zu dressieren. Der Wolf war gelehrig und anhänglich, folgte seinem Herrn überallhin, hatte Appell, lernte apportieren und wurde schließlich von Fritz und dem Pfarrer als Spürhund benutzt, wobei er eine sehr feine Nase bestätigte.

In einer mond hellen Winternacht ritt der Pfarrer vom Schlosse, wo er den Abend bei Fritz zugebracht hatte, durch tiefen Schnee nach Hause, gefolgt von seinem Wolfe. Als er sich einer Lichtung näherte, hörte er das Geheul einer Schar dieser Raubtiere, die sich im Walde herumtrieb. Sein Wolf spitzte die Ohren und lauschte. Der Pfarrer gab seinem Maultiere die Sporen und rief den Wolf zu sich. Dieser hörte aber nicht auf die Stimme seines Herrn, sondern stand still und fing selbst an zu heulen. Die Wölfe im Walde antworteten und kamen näher. Der zahme Wolf rannte ihnen heulend entgegen und verschwand, trotz alles Rufens und Pfeifens, im Walde. Das Geheul von dorthier näherte sich mehr und mehr. Nun wusste der Pfarrer, welche Gefahr ihm drohte. Er sprang aus dem Sattel, gab dem Maultier einen derben Schlag mit der Reitpeitsche und kletterte auf einen Baum, dessen Äste er erreichen konnte. In rasendem Galopp verschwand das Maultier in der Richtung nach dem Dorfe hin; hinter ihm drein

jagten die Wölfe. Der Pfarrer blieb die Nacht hindurch auf dem Baume sitzen. Als er, von Frost erstarrt, mit dem ersten Tagegrauen herabstieg und den Weg nach dem Dorfe ging, fand er die zerfetzten Reste seines Maultieres. Er nahm den Sattel auf den Rücken und langte nach mühseligem Marsche, zum Tode erschöpft, glücklich zu Hause an. Er behauptete, seinen Wolf deutlich erkannt zu haben, wie er, mit der Nase am Boden, die andern auf der Spur des Maultieres geführt habe.

Der Pfarrer blieb den Tag über im Bette und trank schweißtreibende Tisanen,<sup>111</sup> um sich den Frost aus dem Körper zu jagen. Als er am Morgen darauf seinen Fensterladen öffnete, sah er seinen Wolf, der mit der unschuldigsten Miene von der Welt ihn anblickte und mit dem Schwanze ihm seinen Morgenruß zuwedelte. Er nahm die Büchse von der Wand und schoss ihn über den Haufen.

Don Girolamo hatte den Wölfen blutige Rache geschworen. Er hielt eine Art Hochamt und zog mit der ganzen Gemeinde in Prozession um die Gemarkung, feierlich die Wölfe verfluchend, die sehr wenig darauf achteten. Er stellte Treibjagden an, aber die umzingelten Wölfe brachen durch die Kette der Treiber, die nur mit Stöcken bewehrt waren, da die ganze Gegend, der beständigen carlistischen Unruhen<sup>112</sup> wegen, entwaffnet worden war. Er bestürmte die niederen und oberen Behörden um die Erlaubnis, die Männer des Dorfes mit Schießgewehr versehen zu dürfen, aber trotz der Fürsprache des Herzogs wurden seine dringlichen Vorstellungen abgeschlagen. Er zog den Wölfen selbst zu Leibe, aber die Tiere kannten ihn bald und zogen sich feige zurück. Er ließ hie und da Schießhütten errichten, vor welchen er in schußgerechter Entfernung eine Ziege anbinden ließ, als Lockspeise für die Bestien. Aber während er so manche mondhelle Nacht durchwachte, mit dem Finger auf dem Stecher seiner Büchse, raubten die niederträchtigen Gesellen auf der anderen Seite des Dorfes ein Schaf oder eine Ziege. Der Pfarrer war ohnmächtig den Tieren gegenüber und zehrte sich auf vor Ingrimm und Ärger.

Nun kam ihm Senhor Federigo sehr gelegen. Der war ein gelehrter Mann in seinen Augen und musste Mittel und Wege finden, die Wölfe zu vertilgen. In Ermangelung von eisernen Wolfsfallen ließ Fritz durch seine Arbeiter große Holzfallen bauen, in deren Hintergrund ein lebendes Schaf blökte; aber nachdem einmal ein Wolf gefangen worden war, gingen die anderen nicht mehr hinein. Nun musste Senhor Federigo Gift verschaffen, das der Apotheker dem Fremden lieferte, während er es dem einheimischen Pfarrer verweigerte. Es gelang, einige Dutzend Wölfe zu vergiften, aber auch einige Dorfhunde ließen sich die mit

---

111 Als gewöhnliches Getränk verabreichtes Naturheilmittel aus Extrakten von Blumen, Blättern, Wurzeln etc., das durch Süßholz und Honig einen angenehmen Geschmack erhielt.

112 Die Carlistische Bewegung war lange Zeit die Hauptpartei im innerspanischen Kulturkampf, der sich über weite Strecken des 19. Jahrhunderts hinzog. Im April 1860 versuchte Carlos Louis de Borbón, erklärter Thronprätendent der Carlisten, die Macht mit militärischen Mitteln an sich zu reißen, scheiterte aber kläglich.

Strychnin und Arsenik vergifteten Fleischstücke schmecken, und die Eigentümer verlangten vom Pfarrer Schadenersatz.

Das Abholzen des Waldes ging nach Wunsch. Die Asturier, meldete Fritz, seien brave und friedfertige Leute, aber wenig leistungsfähig, faul und ungelehrig; ein Katalane leiste mehr als drei Asturier, dafür aber seien sie streitbar und rachsüchtig und sofort bereit, mit dem Messer in der Hand die geringfügigsten Händel auszukämpfen. Catalan revolucao!<sup>113</sup> sage das Sprichwort. Die Fortschaffung des geschlagenen Holzes aber machte die meisten Schwierigkeiten und verschlang große Summen. Es mussten im Walde Wege gebahnt und Straßen bis zu dem Flusse gebaut werden; Transportmittel waren auch nicht vorhanden, und als man endlich, nach langen Mühen, die Stämme bis zum Flusse gebracht hatte, wollten sie nicht schwimmen. Mit leeren, zugespundeten Fässern, mit aufgeblasenen Weinschläuchen suchte man sie flott zu machen. Man bestellte in Paris Fässer von Kautschuk und Guttapercha,<sup>114</sup> die mit einer Luftpumpe gefüllt wurden. So brachte man schließlich eine ziemliche Anzahl schöner Eichenstämmen bis zum Meere. Aber in dem kleinen Hafen verkehrten nur elende Küstenfahrer, Feluken und Boote, die eine solche Fracht nicht laden konnten; größere Schiffe konnten wegen Mangel an Tiefe nicht einlaufen und vor dem Hafen nur ausnahmsweise belegen, denn der Golf von Biskaya hat seine Tücken. Außerdem verlangte man doppelte Frachtpreise, da man nichts in der bedürfnislosen Gegen einführen konnte. Die Stämme wurden in einem Nebenbassin verankert, bis eine Sturmflut sie größtenteils in das offene Meer führte.

Fritz sah seine Kasse täglich leerer werden. Das focht ihn übrigens wenig an. Er führte gewissenhaft Buch und Rechnung, sandte monatlich einen Rechnungsauszug, der ebenso treu als wenig versprechend für die Aktionäre war, legte gewissenhaft seine Besoldung zurück, von der er kaum den zehnten Teil brauchte, und als die Aktionäre erklärt hatten, dass sie kein Geld mehr zuschießen wollten, und die Kasse gerade hinreichte, um alle aufgelaufenen Kosten und seine Rückreise zu decken, lohnte Fritz die letzten Arbeiter ab, nahm einen rührenden Abschied von dem Verwalter, dessen Familie und dem Pfarrer und ritt, ein altes Studentenlied pfeifend, nach Bilbao, wo er die Eisenbahn nahm, um zurückzukehren und seinen Schlussbericht zu erstatten.

„Aber das Holz im Hafen?“ fragte ich ihn, als er zur gewohnten Stunde bei mir eingetreten war und seine Erzählung beendet hatte.

„Wenn du willst, kannst du dir's holen,“ antwortete er trocken. „Freilich wird es verfault oder von Bohrwürmern gefressen sein, bevor du ankommst. Aber das ist Sache der Aktionäre. Ich habe mit dem Schwindel weiter nichts zu tun. Die

---

113 „Catalan Revolução“ ist portugiesisch und bedeutet „katalanische Revolution“. Ein Sprichwort, das sich auf diesen Ausdruck bezöge, konnte nicht ausfindig gemacht werden.

114 Kautschukähnliche Substanz. Zur zeitgenössischen Kenntnis und Bedeutung des Stoffes vgl.: C. H. Hassenstein, *Gutta percha. Ueber ihre Gewinnung, Reinigung, Bearbeitung, Färben derselben, und besonders aber das beste Verfahren, die Sohlen von Gutta percha auf Stiefeln oder Schuhe dauerhaft zu befestigen*, Leipzig: Pönicke, [1848].

Rechnungen sind in Ordnung und nach genauer Prüfung anerkannt.<sup>115</sup> Wollen wir wieder zusammen arbeiten?“

„Du hast also keine Beschäftigung in Aussicht?“

„Etwas böte sich schon. Layette ist wieder in Spanien; die Lorbeeren Lesseps<sup>116</sup> lassen ihn nicht schlafen. Er will einen Kanal zwischen dem Felsen von Gibraltar und dem Lande graben und so die Engländer von Spanien abschneiden. Er hat mir geschrieben, ob ich nicht wieder eine Stelle bei ihm annehmen wolle. Aber er hat nur wenig Geld zu Vorstudien zusammenbringen können. Trotz aller Bemühungen, den Patriotismus der Spanier aufzustacheln, zeigen die Hídalgos sich doch sehr kühl, die Franzosen wollen nicht anbeißen, und hier ist man gewitzigt. Ich habe ihm also geantwortet: Kein Geld, kein Schweizer. Einstweilen bin ich also frei.“

„Hm!“ sagte ich, „das trifft sich schlecht. Du kannst dir leicht denken, daß ich nicht jahrelang auf deine Wiederkunft warten konnte. Ich bin mit meinem jetzigen Sekretär<sup>117</sup> recht zufrieden. Aber wenn du einstweilen bei uns bleiben willst?“ ...

„Nein! Ich werde mir in der Stadt ein Zimmer mieten und meine spanischen Notizen in Ordnung bringen. Sonntags komme ich zum Essen, und wenn deine Frau mir einen Gefallen tun will, mag sie ein saftiges Roastbeef aufstellen. Ich habe Schafe, Hühner und Wild satt bis an den Hals.“

Einer der spanischen Aktionäre war Verwaltungsrat in einer Bank. Er hielt Fritz in hoher Achtung, und durch seine Vermittlung wurde dieser mit einer guten Stelle betraut.

Fritz führte von nun an ein einförmiges Leben. Er kam gewissenhaft seinen Obliegenheiten nach, hielt die Bureaustunden mit ängstlicher Genauigkeit ein und benutzte die Augenblicke, welche ihm seine Beschäftigungen frei ließen, zur Erziehung eines Papageis, einer störrigen und ungelehrigen Bestie, die indessen

---

115 Die Finanzspekulation hatte ein gerichtliches Nachspiel, das in der spanischen juristischen Publizistik ihren Niederschlag fand. Am ausführlichsten ist die Affäre in *Jurisprudencia Civil. Colección completa de las sentencias dictadas por el Tribunal Supremo en recursos de nulidad, casación civil é injusticia notoria*. Bd. 67, Madrid 1891, S. 252-260 aufgerollt. Daraus ergibt sich, dass die verwitwete Gräfin von Toreno einem gewissen Don Segundo Moreno y Torres aus Madrid im Jahr 1853 auf zehn Jahre das Recht verkauft hatte, in dem zu ihrer Grafschaft gehörenden Monte de Muniellos für den Schiffsbau geeignetes Holz einzuschlagen. Ein Jahr darauf verpfändete er diesen Anspruch an den einflussreichen Bankier Melvil Wilson in London. An der offensichtlich im Jahr 1857 beginnenden Ausbeutung des Bosque de Muniellos waren verschiedene Konsortien und Einzelpersonen beteiligt. In den Akten werden u.a. eine Sociedad Crédito Mobiliario Barcelonés, Sichel Hermanos sowie Laya y Compañía genannt. Letztere ist mit Blick auf Friedrich Walloth interessant, weil der Firmenchef Laya die Person ist, die Carl Vogt als Layette in die Erzählung eingeführt hat. Die Firma Laya et Compagnie, die ihren Firmensitz in der Faubourg Bab-el-Oued in Algier hatte und im Mehlhandel gute Geschäfte machte, scheint 1868 liquidiert worden zu sein.

116 Ferdinand de Lesseps (1805-1894), Erbauer des Suez-Kanals.

117 Wer dieser Sekretär Carl Vogts war, konnte bislang nicht festgestellt werden.

doch die Marseillaise und das Flüchtlingslied in ergötzlichem Durcheinander singen oder vielmehr kreischen lernte. Es war einsam um ihn geworden; die alten Freunde waren gestorben oder verdorben, an neue Bekannte schloß er sich nicht mehr so innig an, desto inniger verkehrte er in meiner Familie. Die Kriegsstudien wurden mit doppeltem Eifer betrieben; Schritt für Schritt folgte er den Bewegungen der Armeen in dem preußisch-österreichischen und später dem deutsch-französischen Kriege und bespickte die Karten, welche die Bank besaß, mit Fähnlein verschiedener Farben, deren Bedeutung er, freilich oft vergebens, den Wechselagenten und den Klienten zu erklären suchte. Mit Moltkes<sup>118</sup> Strategie war er sehr einverstanden - nur behauptete er, sie enthalte nichts Neues, sei nur die Anwendung der schon von Clausewitz entwickelten Grundsätze auf die neueren Verhältnisse.

Die Bank krankte und Fritz mit ihr. Er war schon ein alter Herr, als die Bank liquidiert und er außer Dienst gesetzt wurde.<sup>119</sup> Es wurden ihm mancherlei Anerbietungen gemacht, die er aber ablehnte. „Ich habe mir soviel erspart,“ sagte er, „daß ich bei meinen geringen Bedürfnissen gemächlich leben kann. Ich will mich nicht ferner für andere schinden. Der Arzt rät mir, ich solle viel spazieren gehen in freier Luft. Der Kanton Genf ist gerade groß genug, um topographisch-militärische Studien darüber zu machen. Bei schlechtem Wetter gehe ich deinen Buben zur Hand für ihre Schulaufgaben. Sie sind schauerhaft in Mathematik vernachlässigt. Aber man kann ihnen keinen Vorwurf darüber machen - das haben sie vom Vater geerbt. Wenn ich nur die einfältigen Palpitationen<sup>120</sup> loswerden könnte!“

---

118 Helmuth Graf von Moltke (1800-1891) war Generalfeldmarschall und bedeutender Militärstrategie. Als Chef des Generalstabes und konservativer Politiker in Berlin galt er neben Bismarck als einer der Wegbereiter der deutschen Reichsgründung 1871. Über Moltkes Strategie äußert sich Vogt auch in seinen *Politischen Briefen an Friedrich Kolb*, a.a.O., S. 7.

119 Vgl. Herman Haupt „Walloth“ S. 313: „Er bekleidete noch eine Reihe von Jahren eine Beamtenstelle an der Genfer ‚Banque générale suisse de crédit international, mobilier et foncier‘, bis diese in den Besitz des bekannten Dr. Strousberg übergang [gemeint ist der europäische Eisenbahnkönig Bethel Henry Strousberg (1823-1884); R.H.]“. Die Bank war 1853 von Carl Vogts Freund James Fazy (1794-1878), dem Urheber der Genfer Verfassung von 1847, gegründet. Der spätere Zusammenbruch der Bank bedeutete den finanziellen Ruin Fazys. Die Bank verfügte zeitweise auch über eine Filiale in London, die seit 1856 von Ferdinand Freiligrath verwaltet wurde. Carl Vogt saß im Verwaltungsrat des Genfer Stammhauses und figurierte 1864 als einer der Liquidatoren der Bank. – Vgl. Jacques Grandjone und Hans Pelger, „Les implications de l’affaire Marx-Vogt“, in: Jean-Claude Pont, Daniele Bui, Françoise Dubosson und Jan Lacki (Hgg.), *Carl Vogt (1817-1895). Science, Philosophie et Politique*. Actes du colloque de mai 1995. Chêne-Bourg (Suisse) : Georg, 1998, S. 67-90; hier S. 72. – Vgl. auch Jacques Grandjone und Hans Pelger, „Gegen die ‚Agentur‘ Fazy/Vogt; Karl Marx’ ‚Herr Vogt‘ (1860) und Georg Lommels ‚Die Wahrheit über Genf‘ (1865). Quellen und textgeschichtliche Anmerkungen“, in: *Marx-Engels-Forschungsberichte* 6 (1990), S. 37-113.

120 Herzrhythmusstörungen.

Er wurde sie nicht los. Als ich eines Tages von einer Exkursion heimkehrte,<sup>121</sup> kam mir mein Töchterchen<sup>122</sup> mit verweinten Augen entgegen. „Onkel Fritz!“ schluchzte die Kleine. Sie hatte einen liebevollen Freund verloren. Ich eilte in seine Wohnung. Er saß aufrecht in seinem Lehnstuhl am Kamin, das Haupt auf die Brust gesenkt. Ein Herzschlag hatte ihn getötet.<sup>123</sup>



Abb. 11: Karl Vogt im mittleren Alter, Bleistiftzeichnung, Museum of Comparative Zoology, Harvard University. Aus: Frederick Gregory, *Scientific Materialism in Nineteenth Century Germany*. Dordrecht, Boston 1977, Abb. 3, S. 63.

121 Carl Vogts Sohn William schreibt in der von ihm 1896 veröffentlichten Biographie seines Vaters, „der treue Walloth“ habe noch in seinen letzten beiden Lebensjahren für Carl Vogt das Haus gehütet, wenn dieser sich mit seiner Familie bei Beginn der Ferien an einen einsamen Ort in den Alpen oder an den Ufern eines Meeres zurückzog. William Vogt, *La vie d'un homme. Carl Vogt*. Paris: Schleicher; Stuttgart: Nägele, 1896, S. 215.

122 Carl Vogts einzige Tochter, Charlotte-Louise-Sophie, wurde am 18. Dezember 1860 in Plainpalais geboren. Als Johann Friedrich Walloth am 22. April 1877 in Genf starb, war sie 16 Jahre alt. Lily, wie sie genannt wurde, ehelichte 1884 den Zoologen und Meeresforscher Carl Chun (1852-1914). Als Professorenngattin lebte sie in Königsberg (1883), Breslau (1891) und Leipzig (1898). Ihre Tochter Louise Chun (1887-1953) war Journalistin, Sozialdemokratin und 1931-1933 Mitglied des Hessischen Landtags.

123 Laut seinem Biographen Herman Haupt beschloss Walloth sein Leben „im Besitze eines durch Sparsamkeit und einfachste Lebensführung erworbenen bedeutenden Vermögens.“ – Haupt, „Walloth“, a.a.O., S. 313.